

48. Jahrgang

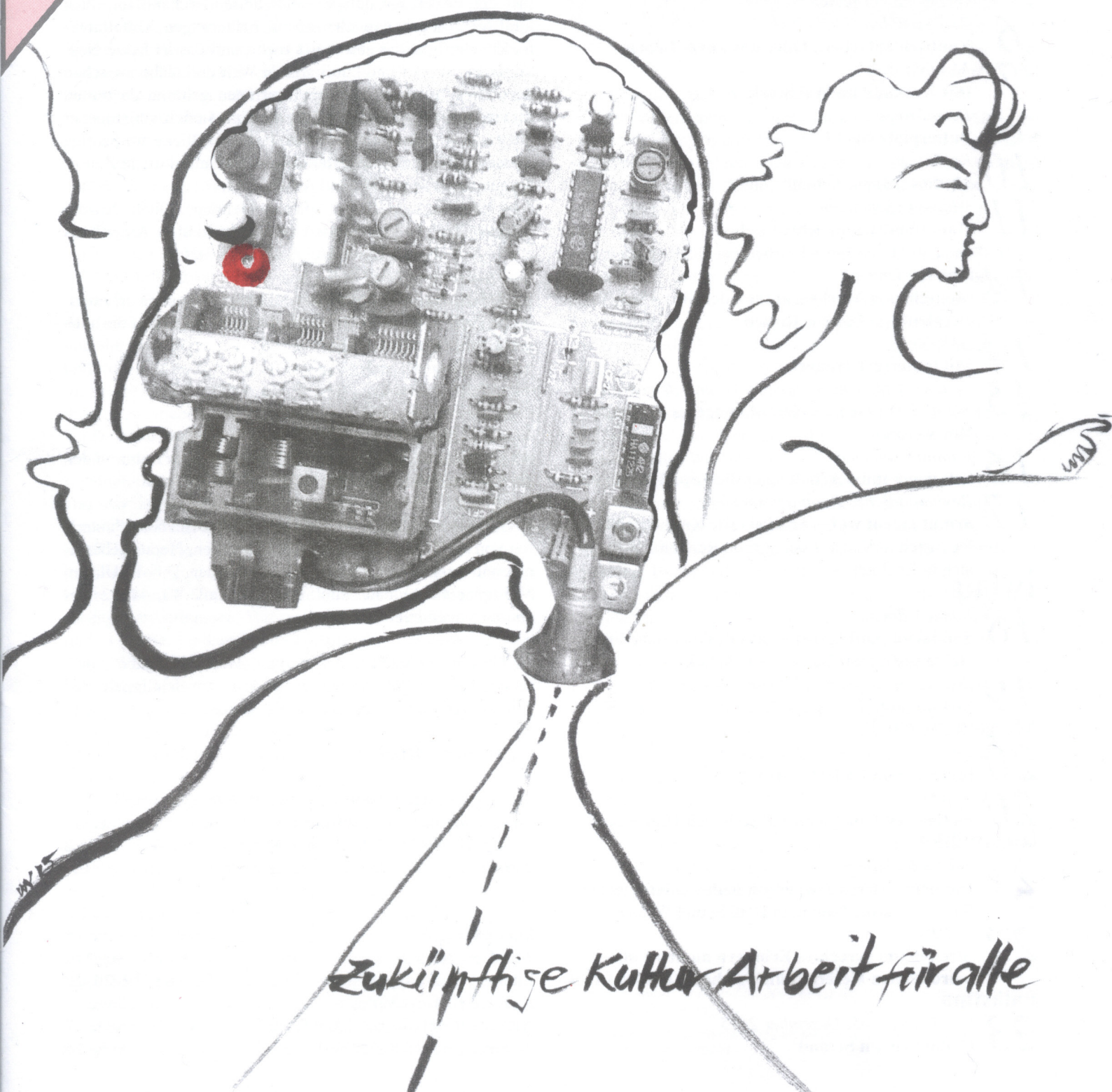
4-2015

€ 4,50

ALLES ARBEIT

AMOS

erscheint aus guten Gründen seit 1968 im Ruhrgebiet



Zukünftige Kultur Arbeit für alle

Inhalt

Kolumnen

3 Hermann Schulz
„Das Salz der Sanftmütigen“ – zu Arnim Juhre

4 Wolfgang Belitz
Eine andere Welt im grauen Staub der Wirklichkeit

SCHWERPUNKT:

Alles Arbeit

5 Ulrich Grober
Halde Hoheward darf nicht sterben – kleines Plädoyer für die nachhaltige Nutzung einer Landmarke

6 Rolf Euler
Harte Arbeit und ihre tödlichen Folgen – verlagert, vergessen?

6 Rolf Schebler
Kontischichtarbeit! Oder das kurze Leben

7 Manfred Walz
Das Krokodil im Walzwerk

8 Peter Strege
Butterplatz Nr. 17

10 Rolf Euler
Mythos „Harte Arbeit“

11 Wolfgang Schaumburg
Haupttendenz im echten Leben – nach 30 Jahren Betriebsarbeit bei OPEL Bochum

14 Hartmut Dreier
Menschen in Marl verabschieden sich vom Bergbau – auf eigene Kosten

14 AMOS
Mit lauter(er) Trauer

15 Netzwerk für eine kämpferische und demokratische ver.di SuE: Großer Kampf, mageres Ergebnis – Wie weiter?

16 Robina Cronauer
Seit wann muss Arbeit eigentlich Spaß machen?

17 Benjamin Benz / Robina Cronauer
armut macht wut – Arbeitskreise Kritischer Sozialer Arbeit (AKS) aus der ganzen Republik treffen sich in Bochum

1WURF

18 Romani Rose
Solidarität und Kunst – Otto Pankok, seine Frau Hulda und deren Tochter Eva Pankok

19 Zentralrat Deutscher Sinti und Roma
Stellungnahme zum Asylrecht vom 3.11.2015

Menschenorte 28

20 Peter Strege / Manfred Walz
im Dortmunder NORDEN

20 AMOS
Herzlichen Glückwunsch, Heinrich Hannover

Ruhrgebiet

21 Sebastian Müller
Industrialisierungswahn im Ruhrgebiet angegriffen – durch die Bauern in Datteln und Waltrop

22 AMOS
Streiten um gerechtes Erinnern an den Völkermord an den Herero: künftig ohne Klaus Matthes

Palästina

23 Uri Avnery – 05. Dezember 2015
Gedanken am Strand

Editorial

Liebe **AMOS**-LeserInnen,
Im Schwerpunktteil dieser Ausgabe geht es uns wieder und weiterhin um „Arbeit“. Über jede Menge dramatischer Anlässe, zäher Kämpfe, Solidaritätsaktionen und den schweren Prozess struktureller Veränderungen, oft auch nicht so fix sichtbare, haben wir berichtet, kommentiert, kritisiert, seit es **AMOS** gibt. Im Ruhrgebiet kommt niemand vorbei am ständigen Thema Arbeitswelt, alles ist sehr nah, greift ineinander und liegt dicht vor uns und unter der Haut – wie soeben noch die Zerschlagung des Opelwerks in Bochum. Und derzeit, sozusagen zu Heiligabend, ist „Schicht am Schacht“, die letzte Schicht unter Tage auf der Zeche Auguste Viktoria in Marl.

Allein bei Opel und auf AV geht es nicht nur um den Verlust der Erwerbsgrundlage vieler tausender Familien, auch künftiger. Da geht es auch um Sinn, Erfahrungen, Mittelpunkt, Zugehörigkeiten und vieles mehr, und das ist keine Nostalgie; es ist jetzt und künftig reale Welt und Nähe zwischen den Menschen hier. Unsere AutorInnen gehören da mitten hinein, erzählen ihre alltäglichen Impressionen vergangener Tage und Arbeitsorte und werfen kritische Blicke auf heutige Romantisierungen der harten Arbeit und auf aktuelle Zumutungen der Wirtschafts- und Arbeitswelt.

Viele und vielfältige solcher Beiträge füllen sowohl **AMOS** 4/2015 (insbesondere zur industriellen Arbeit) als auch – mit anderer Gewichtung – **AMOS** 1/2016.

Für die weiteren Hefte im nächsten Jahr warten schon einige mögliche Arbeitsthemen (und ggf. weitere?) auf die nötigen Diskurse, zum Beispiel

- Fluchtursachen?
- Stadtlöcher?
- Gesundheitskränkungen?
- Religionsinteressen?

– und dann pro Heft bzw. Quartal auf offene Spinnrunden als Planungsbeginn.

Herzlich willkommen zum Mitdenken beim Neujahrstreffen von **AMOS** e.V., Redaktion, AutorInnen, HerausgeberInnen und LeserInnen am Samstag, 16. Januar, 11 – 14 Uhr im Mehrgenerationenhaus buntStift, Stiftstraße 40, 44892 Bochum-Langendreer.

Unsere beiliegende diesjährige „Weihnachtsgabe“, passend zum aktuellen Weltgeschehen, ist zum Schnippeln und Adressieren und Verschicken geeignet.

Es grüßt **AMOS**

... und erinnert daran, dass sich **AMOS** auch verschenken lässt, zu Weihnachten und anderen Geburtstagen (s. beiliegendes Geschenk-Abo). Auch neue Mitglieder sind uns herzlich willkommen im **AMOS** e.V. (siehe www.amos-zeitschrift.de)

Impressum ...	Seite 16
Abo-Bestellschein ...	Seite 19
Literatur / Lesetipps / Links ...	Seiten 6, 12, 20, 22
Anzeige Klartext Verlag ...	Seite 13
Anzeige Westfälisches Dampfboot ...	Seite 17
Anzeige Peter Hammer Verlag ...	Seite 24

Hermann Schulz

„Das Salz der Sanftmütigen“¹ – zu Arnim Juhre

Am 6. Dezember dieses Jahres wäre er 90 Jahre alt geworden, er starb am 28.09.2015 in Wuppertal. Mit ihm verbindet mich eine lange vertrauensvolle Geschichte.

Er arbeitete in den 60er Jahren als Redakteur im Evangelischen Rundfunkdienst Berlin. Da war Johannes Rau noch Verlagsleiter im Wuppertaler Jugenddienst-Verlag. Wir hatten 1966 auf mein Drängen hin neben dem Verlag für evangelisches Schrifttum den Peter Hammer Verlag gegründet, der neue Möglichkeiten für ein literarisches Programm eröffnen sollte. Arnim Juhre interessierte sich für beide Unternehmen von Beginn an, weil er für die evangelische Jugendarbeit Spiele und Texte schrieb und Hörspiele für die Jugendarbeit nutzbar machte. Ich besuchte ihn erstmals 1968 in Berlin. Die Gespräche mit ihm eröffneten mir, dem Anfänger, eine ganz neue Sicht auf die Möglichkeiten publizistischer und literarischer Arbeit.

Konkret wurde die Zusammenarbeit mit dem dreibändigen Werk „Spiele für Stimmen“; bald schlug er mir vor, eine jährliche Publikation „Almanach für Literatur und Theologie“ ins Programm zu nehmen; der Almanach wurde ein Markenzeichen des Verlages über 18 Jahre.

Als Mitherausgeber gewann Juhre Wolfgang Fietkau, der wie er im Evangelischen Rundfunkdienst arbeitete, außerdem den Schweizer Schriftsteller und Pfarrer Kurt Marti aus Bern und die Theologin und Germanistin Dorothee Sölle. In Altenkirchen trafen wir uns zu einem Herausgebergespräch und luden ein erlesenes und am Thema interessiertes Publikum dazu. Den Abend gestaltete Hans Dieter Hüsch.

Da hatte mich Juhre bereits auf die Gedichte eines gewissen Ernesto Cardenal hingewiesen, den ich bald nach dem Erscheinen der „Psalmen“ in seinem Land Nicaragua besuchte. Das war der wichtige Schritt zu einem Land der Dichter und einem Kontinent mit ganz neuen Perspektiven, die die Zukunft des Verlages prägen sollten.

Der Verleger, Journalist und Autor Wolfgang Fietkau blieb, wie auch Dorothee Sölle, dem Verlag als Berater und Ideengeber verbunden. Wir trafen uns auf allen Buchmessen und in Berlin. Fietkau wurde Herausgeber der damals legendären Weihnachtsanthologie „Thema Weihnachten“, ein regelrechter Bestseller, und der Sammlung „Poeten Beten“. Er schrieb ein wegweisendes Buch mit dem Titel „Sogenannte Gastarbeiter“, als noch alle Welt glaubte, die türkischen Arbeiter würden bald wieder in ihre Heimat abziehen.

Als Verleger war ich zwar mit Leidenschaft bei der Sache, immer neugierig auf Neues, aber im Hinblick auf die wirtschaftliche Seite des Verlegens manchmal allzu verführbar. Solange sich die beiden Elemente die Waage halten konnten, war das Unternehmen zwar gefährdet, brachte aber Erstaunliches zustande. Nicht selten musste mich Juhre zu Projekten und Autoren überreden, wenn ich mich nach peinlichen Besuchen bei den Banken kleinmütig zeigte; er hatte einen tollen Blick für Qualität und Sprache.

Da der Bundesjugendplan in jenen Zeiten noch viel Geld hatte und der Träger des Verlages die evangelischen Schülerbibelkreise (BK) war, gelang es, Juhre als Lektor in den Verlag



Foto: © Britt-Randi Juhre

zu holen. Ohne diese Bezahlung von anderer Seite wäre das nie möglich gewesen. Er kannte das Risiko und entschloss sich trotzdem, mit

seiner Familie nach Wuppertal zu ziehen.

Niemandem mehr als Juhre verdankte ich in den Anfangsjahren Anregungen und Ideen. Ich habe einige Namen schon genannt, dazu gehören auch Elisabeth Engelhardt, Gerhard Debus, Ernst Kein, Rudolf Otto Wiemer, Ulf Miehe, Heinrich Kunstmann, Jürgen Beckelmann, Ernst Steckel und viele andere.

Fünf gute Jahre arbeiteten und pflanzten wir gemeinsam; sie endeten zu unserem Bedauern, als der Staat für solche Engagements die Kassen dicht machte. Arnim ging zunächst zur Saarbrücker Zeitung, dann holte ihn Sepp Schelz, früher bei der Wuppertaler Rundschau, zum „Sonntagsblatt“ nach Hamburg, wo er das Feuilleton betreute.

Sein Ausscheiden aus dem Verlag war für ihn und für uns eine schmerzliche Trennung, aber ich habe von ihm nie ein vorwurfsvolles Wort gehört.

An der aktiven Programmplanung konnte er auf Grund seiner Arbeit nicht mehr teilnehmen, aber er verfolgte mit Anteilnahme, was aus den Samen geworden war, die er ausgestreut hatte. Als Ernesto Cardenal den Friedenspreis des deutschen Buchhandels erhielt, war das auch für ihn ein Erfolg, den ihm niemand streitig machte. Aus diesem Kontakt entwickelte sich ja etwas, das niemand hätte voraussehen können: Die enge Zusammenarbeit mit dem nicaraguanischen Widerstand der Sandinisten gegen die Diktatur; die Autoren Gioconda Belli, Sergio Ramírez und einige mehr konnten wir für unser Programm gewinnen.

Juhre schrieb in den letzten Jahrzehnten, schon wieder in Wuppertal, Theaterstücke, Erzählungen, Dramen, Essays, Hörspiele und Liedtexte, sein Oratorium „Eines Tages müssen wir die Wahrheit sagen“ wurde auf der EXPO 2000 uraufgeführt.

Arnim Juhre steht für ein wichtiges Stück evangelischer Publizistik der Nachkriegszeit. In meinem Bild der 34 Jahre als Verlagsleiter ist und bleibt Arnim eine feste Größe, ich denke der Zusammenarbeit mit Dankbarkeit.

Hermann Schulz, von 1967 bis 2001 Leiter des Peter Hammer Verlages, lebt als Autor in Wuppertal.

¹ Mit diesem Titel erschienen 1962 erstmals Geschichten von Arnim Juhre im Verlag Steinkopf, Stuttgart

Wolfgang Belitz

Eine andere Welt im grauen Staub der Wirklichkeit

Am 25. Oktober dieses Jahres bin ich 75 Jahre alt geworden. Mit dem Erreichen dieses Alters bin ich laut Satzung aus dem Vorstand der Hoppmann Stiftung in Siegen ausgeschieden. 32 Jahre lang war ich Vorstandsmitglied dieser einmaligen Stiftung, davon die letzten 17 Jahre Vorstandsvorsitzender.

Die Hoppmann Stiftung stellt einen äußerst seltenen Typ von Stiftung dar. Sie ist eine Unternehmenseigentümerstiftung, will heißen, das Stiftungsvermögen ist kein Kapitalvermögen, sondern Betriebsvermögen. Die Hoppmann Stiftung ist die Eigentümerin der Martin Hoppmann GmbH, eines der großen Autohäuser in Deutschland mit momentan 5 Marken an 11 Standorten und 400 Beschäftigten. Darüber hinaus verfügt das Unternehmen über eine einmalige Unternehmensverfassung, die ihresgleichen sucht. Das „sozialethische Gesamtkunstwerk“, wie ich es nenne, ist das Lebenswerk des Siegener Unternehmers und evangelischen Sozialreformers Klaus Hoppmann, der am 27. Oktober 2013 im Alter von 86 Jahren verstorben ist. Von ihm und seinem Wirken habe ich an dieser Stelle mehrmals berichtet: AMOS 2|2007 anlässlich seines 80. Geburtstags und AMOS 4|2013 nach seinem Tode.

Hoppmann hat mit seiner Belegschaft zwischen 1961 und 1974 das Gesamtkunstwerk aus vier Elementen zu einer ganz seltenen Einheit geformt. 1. Die Mitarbeitenden sind über den übertariflichen Lohn oder das Gehalt hinaus zu gleichen Teilen am Gewinn beteiligt. 2. Es gibt neben dem Betriebsrat Mitbestimmung am Arbeitsplatz in Arbeitsgruppen. 3. Das Unternehmen wird durch einen paritätisch besetzten Wirtschaftsausschuss aus Abteilungsleitern und Betriebsratsmitgliedern geleitet. 4. Eigentümer des gesamten Unternehmens ist seit 1974 nicht mehr der frühere Unternehmer, sondern die gemeinnützige Hoppmann Stiftung. Der Reformator hat sich bei seinem großen Reformwerk ausschließlich an sozialethischen Werten orientiert, die er im Selbststudium und im Gespräch mit kundigen Gesprächspartnern entwickelt hat unter der Fragestellung Gerechtigkeit im Wirtschaftsleben.

Auf kurzen Wegen kam ich nach Theologiestudium und Vikariat 1970 als Sozialpfarrer in das Sozialamt der EKvW nach Haus Villigst in Schwerte, wo ich mich durch selbstbestimmte Arbeitsschwerpunkte zum Sozial- und Wirtschaftsethiker entwickeln konnte. Schon früh lernte ich das „Hoppmann-Modell“ und seine Menschen kennen und war restlos begeistert davon, dass im gnadenlosen Machtspiel des Konkurrenzkapitalismus mit seiner Herrschaft von Menschen über Menschen und seiner Heiligsprechung des Privateigentums der Wenigen an Produktionsmitteln ein „sozialethisches Gesamtkunstwerk“ dieser Klasse errichtet werden konnte. Heute ist das Modell 54 Jahre alt. Es ist groß und stark geworden und behauptet sich überaus erfolgreich auf dem brutalen Markt der modernen Automobilindustrie, ohne seine Werte zu verraten oder zu beschädigen.

Zunächst durch Besuchskontakte und später dann durch die Solidarische Kirche lernte ich Klaus Hoppmann näher kennen und hoch zu schätzen. Im Jahre 1983 holte er mich als Sozialethiker in seinen Stiftungsvorstand. Dieses Engagement war ein einzigartiger Glücksfall für mein langes beruf-

liches Leben, denn es war mir wie auf den Leib geschrieben, weil die Anforderungen und Aufgaben nahezu vollkommen meinen Interessen, meinen Werten und meinem Wissen als Sozialethiker entsprachen.

Der Stiftungszweck nach innen ist die Erhaltung und Pflege des Modells und nach außen die Förderung von Projekten für sozial benachteiligte Kinder und Jugendliche. Die Stiftung entnimmt ihrem Unternehmen jährlich einen Betrag in Höhe von einem Prozent des Eigenkapitals, das sind zurzeit knapp 140.000 Euro. Sie ist eine Förderstiftung, erhält unaufhörlich Förderanträge von Initiativen, Vereinen, Gruppen, Verbänden und Institutionen, die im Bereich der Zielgruppe auf unterschiedlichste Weise tätig sind oder werden wollen und von der gemeinnützigen Stiftung gefördert werden möchten. In meiner Zeit erreichten uns viele hundert Anträge und insgesamt vergab die Stiftung ca. 2,5 Mio. Euro an Projekte, die ihr förderungswürdig erschienen. Gerne wurden Projekte aus der Region unterstützt, aber es gab auch Geld für Projekte von Hamburg bis München und von Aachen bis Frankfurt a.d.O.. Fördermittel gingen in den Balkan und nach Südeuropa, nach Südamerika, Asien und vor allem nach Afrika. Hier haben wir zuletzt einen kleinen Schwerpunkt gesetzt mit der Errichtung einer Kindertagesstätte in Tansania und vielen Projekten für ehemalige Kindersoldaten im Ostkongo.

In meiner Zeit als Vorsitzender wurde auf meinen Vorschlag hin ein elementarer Wechsel der Stiftungsarbeit vollzogen: Aus einer reinen Förderstiftung wurde zusätzlich und mehr und mehr eine operative Stiftung, die mit den eigenen Mitteln ein eigenes Großprojekt für arbeitslose Jugendliche ins Leben rief. Seit 2006 errichten wir auf einem riesigen ehemaligen Schießstandgelände der Wehrmacht und später der belgischen Besatzungstruppen mitten im Stadtforst in Siegen das „SCHÖNUNDGUT Erfahrungsfeld Fischbacherberg“. Der Name ist Programm. Ich habe das Konzept entwickelt als Versuch einer alternativen Förderung und Findung von Jugendlichen zwischen Schule und Arbeitswelt. Jugendliche haben das Recht herauszufinden, welches ihre Stärken sind und was sie damit anfangen können. Dazu benötigen sie Möglichkeiten zu unterschiedlichen Arbeitserfahrungen in einem Ambiente von herausragender Schönheit. Deshalb entstehen auf dem Gelände Werkstätten, Gärten, Kunstwerke und Theater in meisterlicher Architektur: ein Dreiklang aus Manufaktur, Kultur und Natur. Das Projekt war von Anfang an ein Selbstläufer, weil es von allen Seiten begrüßt und gefördert wurde. Inzwischen konnten mit allerhand Unterstützung mehr als 2 Millionen Euro dafür aufgebracht werden. Ich habe jetzt mit guten Gefühlen eine „paradiesische Baustelle“ verlassen. Bei meiner Verabschiedung hat die Stiftung mich zum Ehrenvorsitzenden bestellt, was bedeutet, dass ich zeitlebens mit dem Unternehmen, mit der Stiftung und dem Großprojekt auf das Innigste verbunden bleiben werde. Ich habe hier in kaum zu beschreibender Weise mein berufliches Glück gefunden, das möglicherweise auch über das 75. Lebensjahr hinaus anhält.

Wolfgang Belitz, Mitherausgeber, und seit 1998 ständiger Kolumnist des AMOS, seit 1970 Sozialpfarrer der Ev. Kirche von Westf., lebt in Unna

Ulrich Grober

Halde Hoheward darf nicht sterben – kleines Plädoyer für die nachhaltige Nutzung einer Landmarke

Erinnert sich noch jemand an die Nacht vom 31. Juli auf den 1. August dieses Jahres? Das Wochenende stand bevor. In NRW waren noch Sommerferien. In den Schrebergärten war Grillen angesagt. Im TV lief Homeland, dann Shopping Queen. Schalke war noch im Testspiel-Modus. Die Hundstage hatten begonnen. Ich erinnere mich lebhaft: An diesem Abend sah ich den Juli-Vollmond auf Halde Hoheward. Mondaufgang: 20:47. Sonnenuntergang: 21:05. Im Besucherzentrum hatte ich eine Führung gebucht. Mit Leuchtstäben ausgerüstet, gingen wir mit circa 40 Leuten los und erreichten das Halden-Plateau mit dem Horizont-Observatorium in dem Moment, als der Mond über dem Kraftwerksblock von Datteln aufging, und die Sonne hinter den Schornsteinen von Scholven Chemie versank. Die Sicht war ungewöhnlich klar, der Mond sehr groß und energiegeladen. Auch wenn im Ruhrgebiet relativ viel Licht die Nacht verschmutzt, Feinstaub sowieso, ich würde behaupten, an keinem anderen Punkt in Deutschland werden die Bewegungen der Himmelskörper, inklusive der Erde, so intensiv mit dem Verstand und mit allen Sinnen erlebbar.

Die Halde Hoheward ist eine komplexe Landmarke. Sie erlaubt den Blick in den Kosmos. Doch sie steht für über 100 Jahre Geschichte. Es ist eine Geschichte der Ausbeutung. 150 Millionen Tonnen taubes Gestein hat man in den benachbarten Grubenfeldern aus einer Tiefe von bis zu 1.000 Metern zu Tage gefördert und hier aufgeschüttet. Generationen von Bergleuten haben dafür „malocht“. Sie haben gut davon gelebt, könnte man sagen. Sie haben ihre Knochen hingehalten – und ihre Lungen – könnte man genauso gut sagen. Sie haben buchstäblich „Berge versetzt“. Die Redewendung beschreibt ja das menschliche Potenzial, auch riesige Herausforderungen kollektiv zu bewältigen. Was mir auf der Vollmondwanderung einfiel: Einen winzigen Bruchteil habe auch ich zur Halde Hoheward beigetragen. Mitte der 70er Jahre war ich nämlich mal ein knappes Jahr auf Ewald unter Tage. Vor Ort, im Streckenvortrieb. Also da, wo das Bergematerial anfiel.

Das fossile Zeitalter ist vorbei. Nicht nur im Ruhrgebiet. Wir haben es in wenigen Generationen geschafft, den Planeten wie noch nie zuvor in der Geschichte zu plündern. Auch wenn sich die Experten wieder heftig streiten, ob peak oil, das Fördermaximum des Erdöls, schon erreicht ist. Wenn wir mit dem Raubbau und der Verbrennung fossiler Ressourcen so weitermachen, hinterlassen wir schon den Enkeln ein höllisches Klima. Der blaue Planet mutiert unter unseren Augen zum roten. Die einzig mögliche Alternative zur „Selbstverbrennung“: Lasst das Erdöl in der Erde und die Kohle auf der Sohle. Das Ende des fossilen Zeitalters ist das Ende der Welt, wie wir sie kennen. Und das ist gut so.

Was bleibt? Trotz alledem symbolisiert die Halde Hoheward – und die anderen Zeugnisse der Industriekultur – den Stolz der Region. Und ihren Hunger nach R-E-S-P-E-K-T. Doch wie lässt sich die Erinnerung produktiv machen für

die „große Transformation“ in eine genuin nachhaltige, solare Zukunft? In meiner Zeit unter Tage habe ich die unterschiedlichsten Charaktere kennengelernt. Schulter an Schulter mit mir „im Ort“ stand jemand, der sich als „der letzte Westfale im Kohlberg“ bezeichnete. Und jemand, der „beim Buttern“ für Oberst Ghaddafi schwärmte, weil der im Zelt hauste. Berührungängste waren uns fremd. Gemeinsam war auch ein Vorrat an „proletarischen“ Weisheiten: „In der Ruhe liegt die Kraft“ und „Geht nicht, gibt's nicht“. Beide Sprüche habe ich damals aufgeschnappt. Mittlerweile sind sie in die Kreativabteilungen der Werbebranche gewandert. Beide Sprüche sind komplementär. Ruhe und Dynamik ergänzen sich zu einer Grundhaltung des gelassenen Optimismus. Man kann sie auch mit dem Modebegriff „Resilienz“ umschreiben. Wäre das nicht eine Basistugend für den Kraftakt der großen Transformation?

„Das gibt das System nicht her“

„Vor der Hacke isses duster“. Noch so ein Spruch. Er will sagen: Die Zukunft ist prinzipiell offen. Wie es ausgeht, weiß man nicht. Prognosen sind schwarze Kunst. Sie sind Narrative. Meist handelt es sich um lineare Fortschreibungen der jeweils jüngsten Trends. Doch die Grenzen zwischen „Wunschdenken“ und „realistischem“ Denken, zu dem es angeblich „keine Alternative“ gibt, sind fließend. Ist ein kontinuierliches Wachstum realistisch oder bloßes Wunschdenken? Nämlich kapitalistischer Realismus. Ist das dynamische Gleichgewicht einer Postwachstumsgeellschaft „idealistisches“ Wunschdenken von Gutmenschen und Träumern? Oder nicht doch die realistischere Zukunftsvision?

„Die Erde ist ein Stern. Wir leben im Himmel.“ Das hat kein Kumpel, sondern der besessene Literat und Wanderer Jürgen von der Wense in den 50er Jahren formuliert. Eine andere Welt ist möglich, sagen die Globalisierungskritiker. Doch für den Durchbruch dorthin brauchen wir – auch – eine neue Kosmologie. Das ist nicht esoterisch gemeint. Es geht um ein neues und bewusstes Einklinken in die real existierenden Rhythmen und Zyklen von Natur und Kosmos. Doch darüber hinaus geht es schon auch um den Glauben an etwas, das größer ist als du selbst – um die Suche nach Sinn. Das ist auch eine erneuerbare Ressource. Ich denke, die Halde Hoheward ist in diesem Kontext ein enorm wichtiger Denkort und Lernort.

Das Horizontobservatorium, das sie krönt, war beinahe von Anfang an defekt. Es hakt an einer einzigen Schweißnaht. Die erfahrenen Haudegen vom alten Pütt hätten sich über so eine Lappalie vermutlich kaputtgelacht. Wann macht man in Herten, beim RVR und bei den anderen Beteiligten endlich Ernst mit dem Neustart? Geht nicht, gibt's nicht.

Ulrich Grober ist freier Autor (auch für AMOS) und lebt seit den 70er Jahren in der Emscher-Lippe-Zone. Sein Buch über die „Entdeckung der Nachhaltigkeit“ (Kunstmann Verlag, 2010) wurde intensiv rezipiert und 2012 ins Englische übersetzt. 2014 hat die TU Bergakademie Freiberg ihn in das Festkuratorium zum 250. Jubiläum berufen.

Rolf Euler

Harte Arbeit und ihre tödlichen Folgen – verlagert, vergessen?

Das Ruhrgebiet wird noch immer – ob zu Recht oder nicht – mit der harten Arbeit der Bergleute oder Stahlarbeiter verbunden.

Diese Arbeiten gibt es nur noch für wenige Tausend Menschen. Stilllegung von Zechen, Gießereien, Kokereien, Montagewerken für Radios, Fernseher, Telefone, von Textilbetrieben, Baufirmen – alles trug dazu bei, dass „harte Arbeit“ hierzulande mehr Mythos als Wirklichkeit ist.

Aber: Mit der Stilllegung war ja nicht verbunden ein Verschwinden der dort nun nicht mehr erzeugten Produkte. Kohle wird importiert, Stahlprodukte werden angeliefert, Hemden und Mobiltelefone, Maschinenteile und Regenjacken kommen in Containern übers Meer.

Tödliche Folgen der harten Arbeitsbedingungen führten im Revier natürlich zu heftigen Reaktionen, die Schlagwetterexplosionen der Vergangenheit sind im Gedächtnis der Gesellschaft.

Die schlimmste Grubenexplosion in Europa ereignete sich 1906 mit 1099 toten Bergleuten auf dem Bergwerk Courrières in Frankreich, von der heute noch der Film „Kameradschaft“ zeugt.

1946 gab es mit 405 Toten auf dem Bergwerk Grimberg in Bergkamen das opferreichste Unglück in Deutschland.

Aber mit den Stilllegungen und Verbesserungen der Sicherheit wurden die Unglücke seltener und mit weniger Opfern – man wandte sich ab und importierte Kohle aus Ländern, deren Unglücke nur Schlagzeilen oder Kurznachrichten eines Tages blieben.

Der Export der harten Arbeit und ihrer tödlichen Folgen wurde uns vor Augen geführt bei dem Einsturz der Textilfabrik in Sabhar/Bangladesh, bei dem es 1.127 Tote und 2.438 verletzte Frauen und Männer gab. Viele sind heute noch nicht entschädigt, viele Versprechen sind Papier geblieben. Dort gab es einen Lohn von rund 30 Euro pro Monat. Unsere T-Shirts und Regenjacken lassen den Blutzoll, den alte Bergarbeiterlieder im Revier nannten, im Ausland entstehen – und schnell vergessen.

Rolf Euler, aus 1947 und Niedersachsen, seit Zeiten in Recklinghausen, davon viele Jahre unter Tage, Mitgründer von und lange wieder bei **AMOS**, bewegt sich auch damit bessere Welt möglich wird.

Lesetipp

Fried, Barbara / Schurian, Hannah (Hg.) (2015):
UM-CARE. Gesundheit und Pflege neu organisieren
 hrsg. von der Rosa Luxemburg Stiftung, Berlin: Rosa Luxemburg Stiftung, 56 Seiten, www.rosalux.de/publikationen/publication/41805.

Rolf Schebler

Kontischichtarbeit! Oder das kurze Leben

Kontischicht Hitze Lärm
 tagein tagaus
 Du denkst Oh Graus
 wie hält ein Mensch das aus
 Doch du siehst das Geld voraus
 den Urlaub den Job
 Jahrein jahraus
 wie komme ich hier raus
 Deine Stimme tobt
 nein Gedanken sind's
 Kontischicht so heißt der Trott
 von ihr runter kannst du nicht
 Erst wenn du zerbrochen bist
 dich der Arzt kaputt geschrieben
 dann beginnt für dich das Leben
 Bis zum Tod sind's meist nur Tage
 schade
 die Moral von der Geschicht

Kontiarbeit lohnt
 sich nicht

Rolf Schebler hat, als er dies schrieb, an der Steuerung und Überwachung der „fliegenden Schere“ gearbeitet. Seinen Arbeitsplatz beherrschte Stress der Überwachung des glühenden Walzprodukts mit Monitor, Sprechfunk, Telefon, Uhr; Lautsprecher: „Bitte etwas schneller“ bei 1100 – 1200° Hitze an Walzstraße und riesigem Schrottkran. Rolf Schebler war wesentlich und kreativ bei den Rheinhauser Protesten beteiligt. Nach Schließung ist er dann zu Thyssen-Krupp in andere Tätigkeiten im Stahlwerk gewechselt.

„Bergmann ist kein Beruf, das ist eine Berufung!“ - ehemaliger Kumpel von Nordstern bei der Extraschicht – Antwort: „Ach, Hauer, denn geh ma wieder runner!“

Lesetipp

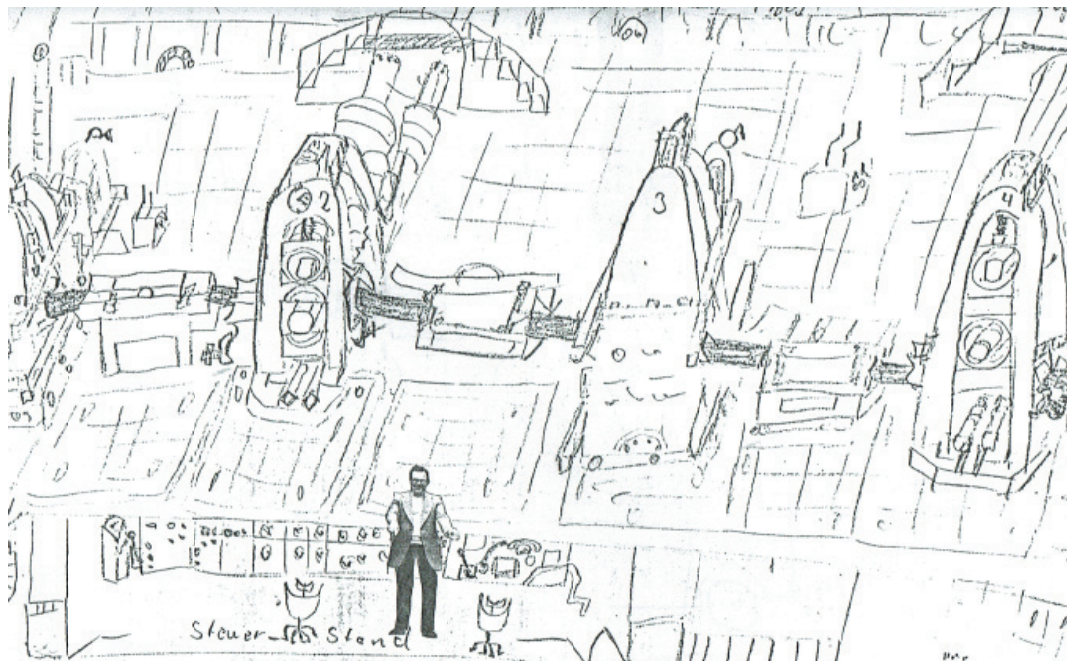
- „Die Mansfelder Artikel von den gleichen Rechten aller“
1. Die Arbeit ist gerecht zu verteilen, unter allen, die Anspruch haben.
 2. Die Belegschaft bestimmt, was und wofür produziert wird, nämlich was sinnvoll ist.
 3. Nicht den Gewinn maximieren, sondern den Sinn.
 4. Schädliche Arbeit und schädliche Produkte sind untersagt.
 5. Die Leiharbeit ist abgeschafft.
 6. Realeinkommen, für reale Personen. Gerechtigkeit ist das Brot des Volkes.
 7. Herrliche Lehrstellen. Lehrjahre sind Herrenjahre.
 8. Grundeigentum bleibt Gemeineigentum. Das eigene Leben muß angeeignet werden.
 9. Arbeitszeitverkürzung statt Kurzarbeit.
 10. Verfügungsgewalt über gesellschaftliche Grundentscheidungen.
 11. Es bleibt beim Du zwischen Belegschaft und Management.
 12. Der Tod ist umsonst, d.h. der hinterbliebene Staat zahlt.“

Aus dem wieder zur Hand zu nehmenden und nach wie vor käuflichen Buch **„Die hellen Haufen“** (S. 69 f.) von **Volker Braun** (in 3. Auflage 2013 bei Suhrkamp erschienen, ISBN 978-3-518-42239-7) über einen Arbeiteraufstand, der 1992 nicht stattgefunden hat.

Manfred Walz

Das Krokodil im Walzwerk

Tag um Tag, Nacht für Nacht laufen die rotglühenden dicken Breitbandeisen durch die Walzgerüste. 24 Stunden, drei Schichten, kontinuierliche Wechselschicht eben.



Steuerstand an der Vorwalzstrasse. Zeichnung: „Steuermann“ Klaus Bröcker

Im Steuerstand stehst du in der Achtstundenschicht – allein und aufmerksam, den Blick starr auf das glühende Band konzentriert. Zum nächsten Steuerstand, zum nächsten Kollegen sind's mehr als hundert Meter. Einsam – der Steuerstand ist rasender Stillstand. Die Verantwortung im Walzbetrieb liegt je nach Härte und Einbruch der Störung bei sechs-, manchmal sogar siebenstelligen Ausfallkosten – zehn Jahreslöhne und mehr. Raus nach der Schicht, triffst du vielleicht noch'n Kollegen. Dann haste genauso viel Glück, wie wenn du dich mit einem Kollegen verabreden kannst, der auch in Wechselschicht arbeitet. Das geht nur mit dem Jahreskalender in der Hand, wegen der unterschiedlich durchlaufenden Schichten zum Morgen, zu Mittag oder Nacht. Die Abstimmung für Treffen mit alten Freunden ist Stress. Draußen vorm Tor: Mit dieser fremdbestimmten Zeit im Rücken schützt du die Zeit für Familie und mit Kollegen so gut es geht. Drinnen fordert das rasende Band deine ganze Aufmerksamkeit.

Dann plötzlich: Die Hupe röhrt durch die Halle, das Telefon blinkt. Das glühende Band läuft weiter durch die Gestelle, dann kommt nichts mehr. Dann die Nachricht: „Beim ersten Gestell haben wir ein Krokodil! Komm rüber!“ Das ist schlecht und positiv zugleich. Schlecht, weil die Produktion mehrere Stunden stillliegt. Gut, wenn's keinen Kollegen getroffen hat und gut, weil jetzt Zeit ist, raus aus der Einsamkeit, zu den Kollegen und mit der Schlosserkolonne den Schaden beheben. Das Krokodil, das um die Walze herum hochgeschlagene tonnenschwere Band, abtrennen, die Walze mit Krokodil ausbauen, das Krokodil rausziehen, alles durch-

schauen – das dauert. Sind die Schäden behoben, kann die nächste Schicht die Walze neu einbauen und der Betrieb wird wieder angefahren.

Das Krokodil ist eingeschmolzen und zieht so unerkant wieder am einsamen „Steuermann“ vorbei. Die Störung ist gemeinsam beseitigt, das glühende Band läuft wieder. Der Einbruch der Produktion ist behoben, die Unterbrechung im monotonen Ablauf war positiv: Die Kollegen haben sich getroffen und gemeinsam die eigene schwere Arbeit wieder möglich gemacht. Da kannst du schon stolz drauf sein.

Draußen, in Castrop-Rauxel, oben auf der ehemaligen Bergehalde Schwerin, liegen zwei solche Krokodile mit aufgeklapptem Maul. Da, wo die stählerne Treppe beginnt. Die zeigt zum Horizont nach Osten zur Westfalenhütte, der Geburtsstelle des Krokodils. Die Hütte ist längst ab- und in Teilen in China wieder aufgebaut. Die Krokodile halten hier den Platz und die Erinnerung an vergangene harte Arbeit. Sicher vor dem Einschmelzen in die glühende Rohstahlsuppe,



Krokodil am Aufstieg der Stahltreppe zur Sonnenuhr auf der Landmarke Schwerin Foto: Manfred Walz

rosten sie jetzt im Freien. Sie markieren den Aufstieg zur Sonnenuhr und zu den Flügen der Papierdrachen – oben auf der neuen „Landmarke Schwerin“.

Manfred Walz ist als Stadtplaner forschend auch in Raum und Zeit unterwegs. Im Ruhrgebiet geht da kein Weg am harten Wechselschichtsystem vorbei.

Peter Strege

Butterplatz Nr. 17

Liebe Leser, sehr geehrte Damen & Herren

betreff: Arbeitskultur
hier: Butterplätze

Der einen genügt das Abbild der Lieben oder der zu gießende „Grünkamerad“ im Labor, der eine oder andere Aufkleber zierte den Bildschirm, ein kleiner Kühlschrank neben den Akten, dem anderen reicht's zum Aquarium; kurzum: Arbeitnehmer/-innen richteten sich auf oder in der Arbeit gerne häuslich ein.

Als die Kokerei „HANSA“, in Dortmunds Nordwesten Ende '92 die Produktion einstellte, haben wir beim „Herumstreunen“ auf dem abschlussbeplanten Areal 43 komplett eingerichtete Butterplätze gezählt. Eingerichtet wie die Gartenlaube, die Datsche oder die Bude, in der sich die trafen, die einem allzusehr aufgeräumten Zuhause entfliehen wollten. Inmitten der an schwerste und gefährvolle Arbeit erinnernden Reste, bei angelesen und aufgeschlagener „Bild-Zeitung“ vom Tag der letzten Schicht, gaben sie sich – schlafstatt-selbstgezimmerter neben den von den Schlossern eigens angefertigten „Doppelboxen“ zur Aufbewahrung des Flaschenbiervorrats (O-Ton: „Da wo das kleine Schloss vor ist, brauchst du nicht nachzuschauen, da ist nur Leergut drin!“), ausrangiertes Geschirr, wenn auch nicht von gleicher Art, aber immerhin 6-fach, oder so, nebst Besteck – die missverständliche verbeheimatende (Arbeits-)Ehre und erzählten von Behaglichkeit an Orten, wo sich, hätte es die Schichtarbeit nicht gegeben, kein Mensch freiwillig hingetraut hätte.

Leben in und auf der Arbeit? Dass unter solchen Bedingungen „freiwilliges Wohnen“ stattfinden kann – stattgefunden hat es sicher –, zeigt etwas von dem, wie intensiv man sich in das hineingefunden, wie man die schwere Arbeit erlitten und wie man trotzdem darin ge- und überlebt hat. Aber auf der anderen Seite bedeutet diese existentielle Nähe, die „Zutraulichkeit“ an die besonderen Zustände einer von extremen Bedingungen geprägte Alltäglichkeit, dass Menschen diesen die Stirn zu bieten willens und im Stande waren –, ja, hier sogar die Muße gefunden haben, sich zu vergnügen und bei sich zu sein. Die, die hier gearbeitet haben, waren zu 99,9% Kerle, mehr oder weniger wild, die das Feuer zu beherrschen hatten und dem Dreck, den Ausdünstungen der Gasfabrik und der ständigen Zugluft Paroli bieten mussten, wollten sie vor den Widrigkeiten nicht in die Knie gehen. Was lag also näher,

erläutere Arbeitsabläufe und erzähle den Menschen gerne etwas vom schrägen Heldentum der Koker, was für manche etwas mit scheinbar unpolitischem Romantisieren von vergangener Arbeitswelt zu tun hat. Bisweilen, meist in Diskussionen mit fortschrittlichen Intellektuellen, macht man mir das dann auch genau so zum Vorwurf. Womit die, die mich angreifen, sich aber genauso weit aus der gelebten Alltäglichkeit heraushalten, wie sie den Abstand zur malochenden Bevölkerung für eine sie privilegierende Selbstverständlichkeit halten. Kurzum: Den sinnlich erfahrbaren Teil des Arbeitslebens haben wir gefälligst aus klassenspezifischen Betrachtungen, Analysen und Wertungen heraus zu halten! Würde ich dies jedoch tun, hätte ich es getan, die Möglichkeiten zum Herstellen von gegenseitigem Vertrauen zwischen den „Jungs“ auf der Kokerei und mir wäre sehr schwer geworden. Für mich, das kann ich deshalb so für mich in Anspruch nehmen, weil ich alle Erfahrungen, die ich mache, am liebsten mit allen Sinnen schmecken möchte, bevor sie in das Mahlwerk, den Reflexionsmixer von Wert und Unwert, wichtig und nebensächlich geraten. Diese wahrscheinlich dem künstlerischen Tun anhängige Annäherungsweise halte ich für selbstverständlich und bin bei allen meinen unterschiedlichsten Begegnungen mit Menschen auch sehr oft darin bestätigt worden. Wir sind hemdsärmelig aufeinander zugegangen, haben aus gegenseitigen Vorurteilen und ängstlichem Misstrauen keinen Hehl gemacht und uns aneinander gewöhnt. Das reichte vom Bestehen herausfordernder Mutproben bis zu spöttelnder Beleidigung und war stets darauf aus, herauszufinden, wie schnell und gekonnt der Andere auf eine Situation wohl reagieren würde, was übrigens deren Situation am Arbeitsplatz wie am Tresen in ähnlicher Weise entspricht. Auf der Arbeit musstest du ständig improvisieren, um die „sich selbst zerstörende Fabrik“ in Gang zu halten. Am Tresen ist Schlagfertigkeit das A und O für einen fröhlichen Abend.

Wir haben also beim gemeinsamen Überschreiten der Grenzen –, die darin bestanden, dass man im Betrieb keinen Alkohol trinken durfte (auf HANSA wurde übrigens „Ritter“ getrunken, worauf streng geachtet wurde!) – Solidarität geübt und sie, die Kollegen, haben mich in den Kreis der Widerständigen aufgenommen. War wie „ne Art Initiationsritus. So beäugt man „Frischlinge“ und testet aus, ob sie dazu passen. Das „Gemeinsame-Sache-Machen“ war für den betrieblichen Arbeitsablauf wichtig, weil man sich aufeinander verlassen können musste. Ein gemeinsamer Haufen sein – auch wenn der aus noch so verschiedenen Mäusen bestand. In dem Zusammenhang fällt mir eine Geschichte ein: In einer der Drückermaschinenbuden hängen ein paar Schlosser beim Bier fest und reden mit denen, die eben noch auf dem Meistergang unterwegs waren. Von weitem sehen sie auf der schwarzen Straße den Chef kommen. Der Assessor persönlich. Er klettert die Treppe zur Bude hoch und klopft. Die Tür ist offen und er klopft an. Er weiß, dass da drin Bier getrunken wird und Männer miteinander klönen. Drin wird's still. Was will (d)er? Der Drückermaschinist fragt laut: „Willst du ein Bier oder gibts Probleme?“ Von draußen: „Wenn's ein Bier gäb“, wär gut.“ „Dann rein mit dir.“ Der Di-

Ruhr-Vergangenheit: „Rauchende Schlote – schlauchende Rote“

als den Stier der Schicht bei den Hörnern zu packen und sich in seinem unwirtlichen Schoß einzukuscheln? So paradox es klingen mag, die, denen ich auf ihrer Anlage als „adopterter“ Fremdling begegnet bin, die haben mir gezeigt, wie sehr sie in der Lage waren, Nähe zu ihrer Arbeit zu entwickeln, wie sehr sie sich mit ihrem Arbeitsalltag identifiziert hatten. Durch sie wurde mir der „feuer- und gestankspeiende Riese“, die große Gasfabrik, zu meinem Abenteuerspielplatz. Das ist die Kokerei übrigens bis heute geblieben. Hier mache ich Führungen,

erläutere Arbeitsabläufe und erzähle den Menschen gerne etwas vom schrägen Heldentum der Koker, was für manche etwas mit scheinbar unpolitischem Romantisieren von vergangener Arbeitswelt zu tun hat. Bisweilen, meist in Diskussionen mit fortschrittlichen Intellektuellen, macht man mir das dann auch genau so zum Vorwurf. Womit die, die mich angreifen, sich aber genauso weit aus der gelebten Alltäglichkeit heraushalten, wie sie den Abstand zur malochenden Bevölkerung für eine sie privilegierende Selbstverständlichkeit halten. Kurzum: Den sinnlich erfahrbaren Teil des Arbeitslebens haben wir gefälligst aus klassenspezifischen Betrachtungen, Analysen und Wertungen heraus zu halten! Würde ich dies jedoch tun, hätte ich es getan, die Möglichkeiten zum Herstellen von gegenseitigem Vertrauen zwischen den „Jungs“ auf der Kokerei und mir wäre sehr schwer geworden. Für mich, das kann ich deshalb so für mich in Anspruch nehmen, weil ich alle Erfahrungen, die ich mache, am liebsten mit allen Sinnen schmecken möchte, bevor sie in das Mahlwerk, den Reflexionsmixer von Wert und Unwert, wichtig und nebensächlich geraten. Diese wahrscheinlich dem künstlerischen Tun anhängige Annäherungsweise halte ich für selbstverständlich und bin bei allen meinen unterschiedlichsten Begegnungen mit Menschen auch sehr oft darin bestätigt worden. Wir sind hemdsärmelig aufeinander zugegangen, haben aus gegenseitigen Vorurteilen und ängstlichem Misstrauen keinen Hehl gemacht und uns aneinander gewöhnt. Das reichte vom Bestehen herausfordernder Mutproben bis zu spöttelnder Beleidigung und war stets darauf aus, herauszufinden, wie schnell und gekonnt der Andere auf eine Situation wohl reagieren würde, was übrigens deren Situation am Arbeitsplatz wie am Tresen in ähnlicher Weise entspricht. Auf der Arbeit musstest du ständig improvisieren, um die „sich selbst zerstörende Fabrik“ in Gang zu halten. Am Tresen ist Schlagfertigkeit das A und O für einen fröhlichen Abend.

rektor macht sich's auf einem der freien Bankplätze bequem und hebt den Kronkorken mit einem Schlüssel. „Prost!“

Wenn es nicht ganz besonders wichtig gewesen wäre, wäre er nicht persönlich und schon gar nicht ohne Steiger auf ein Bier gekommen. So erklären sie mir die Sache. Immer wenn es wirklich um was ging, kam er so und hat mit seinen Leuten gesprochen. Da gab's keinen großen Unterschied. Da ging's ums Ganze. Um die Fabrik. Um die Belegschaft. Um Menschen. Nicht um Technik oder Produktion. Es ging auch nicht um das Einhalten von Spielregeln oder Nichtbeachtung. Es ging darum, dass die unmittelbare Nähe zwischen dem, der entschied und denen, die malochten, ohne Reibungsverlust zustande kommen musste. Dazu war jedes Schmiermittel recht. Und jede Formalie hätte gestört. Also erlebten die Männer untereinander, wie das Außerkraftsetzen von Verordnung frei macht und somit Kräfte schenkt. Sie erlebten sich gemeinsam im solidarischen Akt. Klar und traurig: Nach dem Bier, nachdem das Problem in Lösung stand, galten die alten Regeln wieder, und man musste sich vor den Steigern hüten. Man musste nach den Regeln spielen, gegen sie verstoßen, um sie in außerordentlichen Momenten gänzlich außer Kraft zu setzen, damit eine völlig neue Qualität spürbar wurde.

Nachdem der Chef sein Bier genossen, „die Messe gesungen“ und die außerordentlichen Verhältnisse wieder ins Gleis zurückgeschoben waren, ging's mit Schichtwechsel nach Hause, als ob nichts – niemals nichts – geschehen sei.

Beim Pförtner, als sei nichts gewesen, alles wie sonst, das „Müpfige“, die renitente Eroberung der arbeitsidyllischen „Hölle“, wurde vergessen, abgegeben wie schmutzige Wäsche, verkaterter Morgen und die Einübung in des Alltags Normalität begann – wie alles – mit einem ersten Schritt nach Hause. Jeden Tag dieselbe Leier galt nicht an diesem Tag. Dazu war das „Mitbestimmungserlebnis“ zu aufregend und selten. Was nun, so frage ich, hätte denn diese Erfahrung, deren ahnungsvoll Mögliches ja alle Beteiligten „erlitten“, durchlebt haben, was und wie hätte ein Verhältnisse-Ändern einsetzen können? Vielleicht sogar müssen?

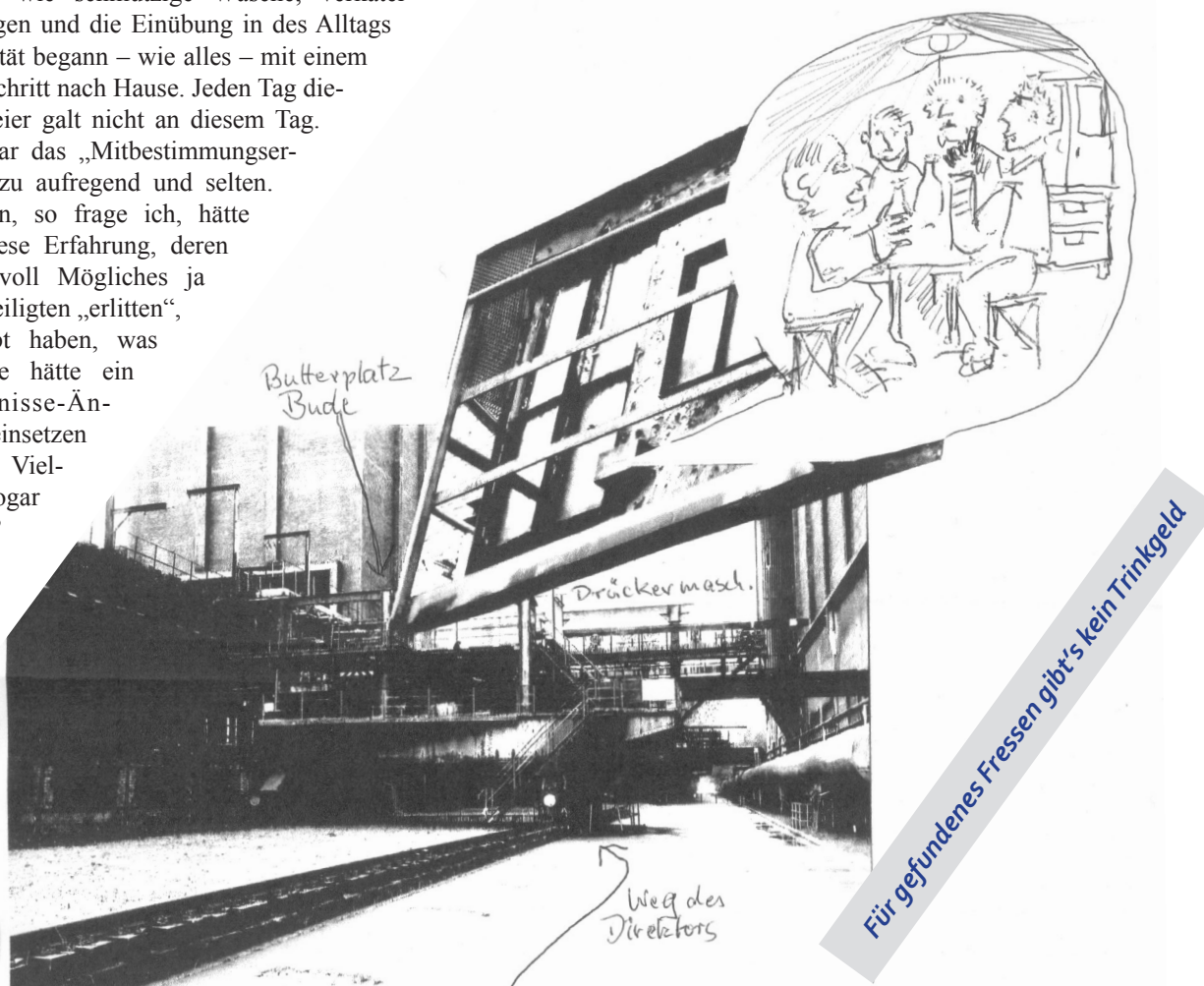
Oder – und da bin ich verwirrt – musste nicht, um die Außerordentlichkeit dieser Erfahrung zu bewahren und wieder zu ermöglichen, an den bestehenden Verhältnissen festgehalten werden?

Sollte dies so sein und diese „Lebenshaltung“ vorgedacht gewesen sein, ein solches Kalkül von Ausbeutung und Hierarchiesicherung wäre mir nicht in den Kopf gekommen. Kurzum: Butterplätze haben für mich einen besonderen Zauber. Ermöglichen sie doch eine Freiheitserfahrung an Stellen, wo Unkundige und Außenstehende solche für absolut unmöglich halten und deshalb meinen, es handele sich hierbei um eine abgefeimte schlitzohrige Form betrieblicher Herrschaft, die deshalb so funktioniere, weil die Malocher zu blöd seien, ihre Interessen mit dem Nachdruck zu vertreten, zu dem sie fähig seien.

Ihr seht mich beglückt durch die gemachten Erfahrungen, durch das mir entgegengebrachte Vertrauen und die schrägen Erlebnisse, die mir vom Leben und Überleben, vom Ausleben und erfüllten Unmöglichkeiten, die mir Menschen in meiner Nachbarschaft ermöglicht haben. Ich schildere damit auch meine dadurch entstandene Verwirrung und hoffe auf euer Verständnis.

Mit herzlichen Grüßen
Peter Strege

P.S. Dem Betriebsrat waren solche Außerordentlichkeiten bekannt. Auf strenges Befragen hin haben die Mitglieder des BR dies immer geleugnet.



Rolf Euler

Mythos „Harte Arbeit“

Natürlich gab – und gibt! – es harte Arbeit im Revier. Man musste nicht Bergmann oder Gießereiarbeiter sein. Montierinnen, Straßenarbeiter, Hochöfner, Hafenarbeiter – sie und viele andere leisteten schwere, gesundheitsgefährliche, familienunfreundliche, früh zu Invalidität führende Arbeiten. Und dies oft auf mehreren Schichten, nachts und tags. Niemand kann den Betroffenen absprechen, froh zu sein, dies nicht mehr leisten zu müssen.

Mit dem Ende des Bergbaus, dem Verschwinden so vieler Fabriken und Kokereien, der Wandlung der Stadtlandschaften im Revier gewinnt aber der Mythos der harten Arbeit an Fahrt. Der Mythos hat wie immer reale Wurzeln, die wirkliche Erfahrung der Arbeit, die tausendfachen Lebensstunden, die überlebten Krisen und den vergossenen Schweiß. (Auch wenn wir wissen, dass „hinterher“ alles besser war – die Erinnerung ist eine widersprüchliche neue Eroberung der Vergangenheit ...)



Der Mythos beruht aber nicht hauptsächlich auf den Erzählungen der Alten, die in den 50er bis 80er Jahren des letzten Jahrhunderts diese Arbeiten verrichteten. Diese „Geschichte von unten“ ist außerhalb der Familien zwar im Revier in Werkstätten und bei einem Teil der Historiker „angekommen“, wird geschätzt und bewahrt.

Sichere Herkunftsländer: ja, wo Heckler & Koch sichere Abnehmer hat!

Im Wesentlichen beruht der Mythos aber auf der Entfernung des täglichen Lebens von der produzierenden Arbeit in fast jedem Gebiet. Es geht ja nicht nur um Kohle zum Heizen, die von jeder Familie in den Keller geschippt werden musste. Es geht um den Strom, der aus der Steckdose kommt und mit Atom oder Importkohle produziert wird. Es geht um Hemden, T-Shirts und Pullover, die nicht im Werk nebenan, sondern unter prekären Bedingungen in Südostasien – von den dor-

tigen „Revierfrauen“ – produziert werden und bei uns von H&M, Primark oder Kik für 5 Euro an die junge – womöglich arbeitslose – Frau gebracht werden.

Oder Smartphones, die jedes zweite Jahr neu sein müssen, hunderte Millionen werden jedes Jahr in der Welt verkauft, jede Stadt hat mehrere Läden verschiedener Hersteller, aber wie sie produziert werden – welche harte Arbeit darin steckt, wer daran verdient und wer darunter leidet: All das wird versteckt hinter sauberen Produkten und ihren design-ten Oberflächen. Konnten da die Frauen in Gladbeck oder Witten oder Herne aus den Montagewerken noch berichten, so fehlt es heute an lokalem Wissen, es bleibt der Mythos.

Der Mythos der harten Arbeit wurde aber auch geschätzt als Argument gegen die Verteidigung der Arbeitsplätze. „Sei doch froh, dass du weg bist“, hörten nicht nur Zehntausende von Bergleuten und Stahlarbeitern, auch die Graetz-Frauen, die Blaupunkt- und Siemens-Frauen, zuletzt die Nokia-Beschäftigten und die Opel-Arbeiter sollten „froh“ sein, ihren harten Arbeitsbedingungen entronnen (geworden) zu sein.

Und der Mythos wird geschätzt als kultur- und fremdenverkehrs-fördernd. Es ist ja richtig, dass in ehemaligen Zechenhallen, in Stahlwerken und Maschinenhäusern mal die alten Anlagen „unter Dampf“ gehalten und (manchmal noch) von Ehemaligen erklärt werden. Sie sind nicht schuld am Mythos, sondern die Vermarktungsstrategie des „neuen Reviers“. Ich erwarte nicht, dass ein Besucher, der mal einen Abbauhammer in der Hand wiegen kann, oder staunend vor einem 72-er Maulschlüssel oder einer Hochofentreppe steht, wirklich „weiß“, was harte Arbeit in und mit diesen Dingen ist. Das kann kein Museum leisten, muss es auch nicht.

Der Mythos wird aber unhaltbar, wenn er von den Industriekonzernen, die im Revier bestimmt haben, zur Verbrämung ihrer Neuaufstellung, zur Vertuschung der alten Verhältnisse, zur Beschönigung neuer Abhängigkeiten verwandt wird.

Mit der Mystifizierung vergangener Arbeit die gegenwärtige versteckte Maloche zu beschönigen, weil die meisten Menschen im Revier diese Arbeit nicht mehr leisten müssen, ist ungerecht gegenüber unseren Kolleginnen und Kollegen in China, Polen, Bangladesh – oder wo immer geschürft, getrieben, ausgebeutet wird, damit in unseren Läden die Regale nicht leer werden.

Rolf Euler, s.S.6

Das Foto zeigt eine von mehreren Betonstelen, in die altes Bergwerksmaterial eingelassen wurden, am Aufstieg zur Halde Runenberg in Gelsenkirchen, in dieser ein Abbauhammer, und ein Spruch des Bergarbeiters und Dichters Kurt Küther. (Foto R. Euler)

Wolfgang Schaumberg

Haupttendenz im echten Leben – nach 30 Jahren Betriebsarbeit bei OPEL Bochum

Anfang Dezember 2014 war Schluss bei Opel in Bochum, das Werk wurde endgültig stillgelegt. Es war über Jahrzehnte auch die Wirkungsstätte einer oppositionellen Betriebsgruppe, die nach 1968 mit dem Ideal „sozialistischer Betriebspolitik“ angetreten ist. Gründungsmitglied Wolfgang Schaumberg schreibt:

1968

„Die Haupttendenz in der heutigen Welt ist Revolution“, konnten wir SDSler locker behaupten, ergriffen von der Bewegung an Unis und Schulen, den wilden Massenstreiks '69 hier wie in Frankreich und Italien, von dem Aufstand in Prag, der Bewegung in Lateinamerika, der Kulturrevolution in China ...

Als
kleine
Min-
derheit

innerhalb der gesellschaftlichen Minderheit von KommunistInnen gingen wir in die Betriebe, im Bewusstsein, dass allein von Unis und Schulen eine andere Gesellschaft nicht zu erkämpfen ist. Und schnell hatten wir zu lernen, dass wir zunächst mal viel zu lernen hatten: das Bewusstsein der KollegInnen und Kollegen, ihre Arbeits- wie Familienprobleme, ihre Vorstellungen von einer anderen Politik und von einem besseren Leben – alles weit entfernt von unseren Parolen des Sozialismus samt ihren Unklarheiten und Widersprüchlichkeiten.

Oktober 2004

Der längste wilde Streik in einem deutschen Autowerk, bei GM/Opel in Bochum, erregte öffentliches Interesse im In- und Ausland. Im FAZ-Feuilleton konnte man am 19. Oktober 2004 dazu den Kommentar „Wild tätig“ von Andreas Platta lesen:

„Das konservative Modell des ‚rheinischen Kapitalismus‘ beruhte auf Konsens, und die gemeinsame Entscheidungsfindung wurde erleichtert durch die sozialstaatlichen Werte, die in der Bundesrepublik sakrosankt waren. Was aber im Moment in Bochum zur Debatte steht, ist nicht nur die Entlassung von einigen tausend Arbeitnehmern, ist nicht nur eine drohende Betriebsschließung, ist nicht nur die vielbeschworene internationale Solidarität der Arbeiterklasse, die uns heute durch einen europaweiten Aktionstag der Beschäftigten von General Motors vorgeführt werden soll. Was sich im Brennglas Bochum zeigt, ist die Aufkündigung des bundesrepublikanischen Konsenses (...) Die Belegschaft hat (stattdessen) ein Mittel gewählt, das in einem globalisierten Wirtschaftssystem paradox wirken muss: den Einzelstreik. Sie nutzt damit aber das einzige Druckmittel, über das Arbeitnehmer letztlich verfügen: Sie verweigern seit Donnerstag die Annahme der Arbeit.

Und (...) zudem wird bei Beginn jeder Schicht im Opel-

werk Bochum, also mit schöner Regelmäßigkeit dreimal am Tag, per Akklamation unter den erschienenen Arbeitern abgestimmt, ob die Arbeit wieder aufgenommen werden soll oder nicht. (...) Es ist im wörtlichen Sinne eine ‚Urabstimmung‘, was hier veranstaltet wird, aber eine, die sich verabschiedet hat vom eingespielten Prozedere der Urnengänge, wie sie im Arbeitsrecht für Streiks vorgeschrieben sind. Die Bochumer Aktionen führen zurück zu Versammlungsformen, wie sie die Gewerkschaften im neunzehnten Jahrhundert entwickelten, als sie noch als Feind des Staates galten, und die mit dem Tarifrecht des 20. Jhs. überwunden schienen. (...) Den Gewerkschaften wird ihre Machtlosigkeit sogar von den eigenen Mitgliedern vorgeführt. General Motors bekommt die Folgen

„Eines der Symptome nahenden Nervenzusammenbruchs ist die Idee, die Arbeit, die man leistet, sei ungeheuer wichtig und ein Ausspannen würde alles mögliche Unheil heraufbeschwören.“

Bertrand Russell

eines weltweit vernetzten Konzerns zu spüren, wo der Ausfall eines Produktionsteils zur Stilllegung anderer führen kann. Und die Politik erhält ein Misstrauensvotum, weil sie fünfzig Jahre lang vom Konsensmodell gelebt und es gefördert hat.“

Der Bochumer Marxist Robert Schlosser kommt zu dem Fazit: „Es gilt festzuhalten: Ca. eine Woche lang wurde die Ware Opelauto nicht produziert und folglich konnte Opel diese (...) Ware auch nicht (...) in Geld umwandeln. Damit (...) stoppte für eine Woche die Verwertung eines Einzelkapitals, das ökonomische Gesetz der Verwertung von Wert war einen Moment lang und an einem Ort durch die Aktion der Belegschaft außer Kraft gesetzt. Die Menschen verweigerten nicht nur dem abstrakten, ökonomischen Sachzwang ihre Gefolgschaft, sondern auch den Funktionären des Kapitals. Sie folgten nicht dem fremden Kommando über ihre Arbeitskraft. Sie wurden ‚vertragsbrüchig‘ und stellten damit auch das Rechtsgefüge der kapitalistischen Warenproduktion in Frage. (...) Solche solidarischen Gemeinschaftsaktionen sind die einzige Möglichkeit, die Vereinzelung der Einzelnen aufzuheben und soziale Fähigkeiten zu erlernen, die benötigt werden, um den Kapitalismus überwinden zu können. (...) Ohne solche Aktionen kann es auch keine gesellschaftliche Perspektive zur Überwindung des Systems der Lohnarbeit geben und damit keine Perspektive zu Überwindung von Mangel, Armut und existentieller Unsicherheit.“

Von nix kommt nix

Im Oktober 2004 hatten wir mit unserer Betriebsgruppe „GoG“ (ursprünglich „Gruppe oppositioneller GewerkschafterInnen“, heute „Gegenwehr ohne Grenzen“) inzwischen über 30 Jahre lang „linke Betriebspolitik“ gemacht. Bis heute haben wir an der Überzeugung festgehalten, wie sie etwa in der „Charta der Grundsätze des Weltsozialforums“, verabschiedet vom Internationalen Rat des WSF am 10. Juni 2001, formuliert wurde: „Die auf dem WSF vorgeschlagenen Alter-

nativen widersetzen sich einem Prozess der Globalisierung, der von den großen multinationalen Konzernen und den ihren Interessen dienenden internationalen Institutionen, bei Komplizenschaft der nationalen Regierungen, gelenkt wird.“ Die WSF-Parole „Eine andere Welt ist möglich“ setzt hiernach die Entmachtung der „großen multinationalen Konzerne“ voraus. Eine andere Welt ist in der Tat nur vorstellbar ohne „Herrschaft des Kapitals“, das heißt auch ohne die Macht solcher Multis wie Microsoft, Deutsche Bank, Siemens, VW, Toyota, General Motors/Opel usw. Wie ist deren Macht jemals zu brechen? Ein Angriff auf die „Macht der Multis“ muss auch von innen heraus entwickelt werden,

La più bella e sanguinosa conquista della macchina é l'uomo.

Die schönste und blutigste Eroberung des Autos ist der Mensch.

von den Beschäftigten. Ihr Bewusstsein davon, ihre Produktions- und Lebenserfahrungen anders einsetzen zu wollen und zu können, wäre dabei eine wichtige Voraussetzung.

Auch wenn wir so zur Selbstermächtigung der Belegschaft beigetragen haben – war das schon ein Schritt in Richtung „Sozialismus“? Aus der alltäglichen Gegenwehr gegen die Unternehmerangriffe und für Belegschaftsforderungen erwächst auch nicht automatisch die Hoffnung auf die Machbarkeit einer „anderen Welt“. Jedoch in selbständig organisierten Aktionen haben viele KollegInnen wiederholt erlebt, dass ohne sie nichts läuft und die Herrschenden im Unternehmen wie in den Vertretungsorganen nervös wurden ... Mit derartigen Erfahrungen traut man sich eher an das Nachdenken über die eigene Lage als Lohnabhängige und über Alternativen heran sowie über die Möglichkeit, dass der notwendige Machtkampf für eine andere Gesellschaft auch gewonnen werden kann.

Zukunftsdebatte

Mit dem durch seine Geschichte unattraktiven Begriff „Sozialismus“ konnten wir keine Zukunftsdebatte eröffnen. Und die schnelle Umschreibung mit „andere Gesellschaft“ bleibt ebenso abstrakt.

Lesetipp

Andreas Rossmann

Der Rauch verbindet die Städte nicht mehr

Ruhrgebiet: Orte, Bauten, Szenen. Vorw. von Karl Ganser. Photographien von Barbara Klemm. Köln 2012. 264 S. mit 25 ganz- bzw. doppelseit. s/w-Abb., Bibliographie, Indices, brosch.

In Anlehnung an eine 1926 erschienene Reportage von Joseph Roth, nennt Andreas Rossmann sein Buch über das Ruhrgebiet. Und sagt damit zweierlei: Die Wirklichkeit und ihre Wahrnehmung haben sich geändert; das Ruhrgebiet sieht heute anders aus, und es ist neu zu betrachten. Wie nirgendwo sonst in Deutschland lässt sich hier gesellschaftlicher Wandel noch im großen Maßstab ablesen. Die Schwerindustrie, die von jeher unsere Vorstellungen des Reviers bestimmt hat, verliert ihre Prägekraft und gibt doch mehr her als nur eine historische Kulisse. Rossmanns Erkundungen führen zu klassischen Sehenswürdigkeiten und kleinen Alltäglichkeiten, besuchen Museen und Monumente, steigen auf Halden und Hochöfen, betreten Tribünen und Trinkhallen, fangen Szenen und Stimmungen ein. Nicht im großen, auf Vollständigkeit angelegten Überblick, sondern aus vielen charakteristischen Mosaiksteinen entsteht das Portrait einer etwas anderen Kulturlandschaft, die in ihrer Vielfalt und Eigenheit noch zu entdecken ist. Die Photos von Barbara Klemm erzählen eine eigene Bildgeschichte. Sie illustrieren die Texte nicht, sondern interpunktieren sie. Eigenständig in ihrem Treffen des Augenblicks, setzen sie atmosphärische Schlaglichter.

Wie schwierig es für KollegInnen bleibt, sich für eine nichtkapitalistische Gesellschaft zu engagieren, hat einer unserer Kollegen so beschrieben: „Woran die Linke krankt: Wieweit sind wir innerhalb der Linken kompromissfähig? Inwieweit sind wir im Sinne der gemeinsamen Sache überhaupt so weit, dass wir gemeinsame Ziele im Auge haben? Das gilt es erst einmal zu formulieren und dann die Kräfte darauf zu bündeln. (...) Gewisse Leute, die gewerkschaftspolitisch aktiv sind, arbeiten in bestimmten Strukturen. Aber der wirkliche Knackpunkt kommt ja dann, wenn man diese Strukturen dann den sog. Normalos noch vermitteln muss. Denn man braucht

diese Leute, um ein Ziel letztlich durchzusetzen. (...) Wir haben einen Großteil von Bildzeitungslesern. Wir haben geprägte Fernsehzuschauer (...) Man darf

diese Faktoren nicht unterschätzen. Ich will damit auch sagen: Diese Sache des Links-Seins in der Gesellschaft (...) und das Up-to-date-Sein in der Gesellschaft, ist etwas, das mit einem unheimlichen Aufwand von Freizeit und Mühe, Lesebereitschaft und dergleichen begleitet wird. Da sind Kinder, da sind Probleme, wie ich das selber in meinem Haus sehe. Das sind so viele Faktoren. (...) Und diese eigene Energie, dass man glaubt, man kann jenseits des Systems ein freies Leben entwickeln, und dafür seine ganze Kraft mobilisieren. Dies alles auf einen Nenner zu bringen und dies auch in die Arbeiterklasse reinzubringen, ist meiner Ansicht nach die eigentliche Schwierigkeit. (...) Wenn wir die Leute nicht erreichen, können wir alles vergessen (...) Längerfristig wird es darum gehen, dass genau Leute mit fortschrittlichen Ideen auch in die Sümpfe reingehören, da wo Scheiße geredet wird. (...) Du kannst 1000 Theorien entwickeln und kannst dich drehen und wenden wie du willst, wenn du nicht die, die massenweise und täglich in diese Scheiße eingebunden sind und diese ganze Kacke hier erwirtschaften, wenn du die nicht einbeziehen kannst.“¹

Die aktuelle krisenhafte Entwicklung wird auch bei der Masse der Lohnabhängigen die grundsätzlichen Debatten über unser Wirtschafts- und Gesellschaftssystem anheizen. „Überführung von Schlüsselindustrien und anderen markt- und wirtschaftsbeherrschenden Unternehmungen in Gemeineigentum“ (§ 2.4 der gültigen IGM-Satzung!) – die meisten Kolleginnen und Kollegen verbinden zurzeit mit derartigen Forderungen nicht nur deswegen keine Hoffnung, weil sie die Macht fest in den Händen des einen Prozents sehen. Zu Recht wird nämlich gefragt: Was käme denn danach auf uns zu? Wer immer von „Enteignung“ redet, muss die Aneignung mitdiskutieren. Und dabei kann auch an Erfahrungen sozialistischer Betriebspolitik angeknüpft werden, wenn man sich überhaupt damit beschäftigt.²

Anmerkungen:

¹ Rainer Jansen, in: „6 Tage der Selbstermächtigung. Der Streik bei Opel in Bochum Oktober 2004“, Hg. Jochen Gester / Willi Hajek, 2005, S. 95ff.

² Siehe auch Wolfgang Schaumberg: Eine andere Welt ist vorstellbar? Schritte zur konkreten Vision www.labournet.de/diskussion/arbeit/prekaer/andere-welt.pdf, auch als Broschüre bei express-afp@online.de als „Ränkeschmiede“ Nr. 16 erhältlich

Wolfgang Schaumberg arbeitete 30 Jahre lang bei Opel in Bochum, war 25 Jahre Betriebsratsmitglied, ist weiterhin aktiv in der Opel-Arbeitergruppe GoG-Gegenwehr ohne Grenzen und in Vernetzungsprojekten mit Menschen in China. – Sein Beitrag erschien in *express* 12/2014 und *Labournet*: <http://www.labournet.de/branchen/auto/gm/gm-national/gm-bochum/haupttendenz-im-echten-leben-wolfgang-schaumberg-ueber-die-probleme-sozialistischer-betriebsarbeit/?cat=7702>. Diese gekürzte Fassung ist vom Autor autorisiert.



HANS RUDOLF UTHOFF



Als der Pott wieder kochte

Wirtschaftswunder im Ruhrgebiet 1950–1969

In den fünfziger und sechziger Jahren befand sich das Ruhrgebiet im Aufschwung. Der Erfolg der Schwerindustrie machte den Sprung in die Moderne möglich – neue Technologien, mehr Freizeit und eine ungeahnte Wirtschaftskraft halfen beim Blick nach vorn.

Hans Rudolf Uthoff besuchte und dokumentierte das Ruhrgebiet und seine Besucher zwischen 1950 und 1969 und schuf ein Archiv, in dem tausende von Aufnahmen schlummern. „Als der Pott wieder kochte“ folgt dem erfolgreichen Bildband „Tief im Westen“ mit einem anderen thematischen Fokus: Weg von der Ruhrgebiets-Idylle zeigt der neue Bildband viel mehr, nämlich das Potential des Ruhrgebiets dieser Zeit und was die Menschen daraus gemacht haben. Eine spannende Zeitreise für Jung und Alt.

→ 128 Seiten, zahlr. Abb., Festeinband, 19,95 Euro, ISBN 978-3-8375-1243-4

Überall im Buchhandel erhältlich!

Klartext Verlag, Heßlerstraße 37, 45329 Essen, Tel. 0201 / 86206-0, info@klartext-verlag.de

www.klartext-verlag.de

KLARTEXT

Hartmut Dreier

Menschen in Marl verabschieden sich vom Bergbau – auf eigene Kosten.

In Marl wird die Zeche „Auguste Victoria“ der RAG zum 31.12.2015 stillgelegt; die beiden restlichen Bergwerke der RAG in Deutschland, in Bottrop und Ibbenbüren, folgen in 2018. Eine über 100-jährige Ära des Bergbaus in Marl, der Arbeit auf dem Pütt, endet. Knapp 4.000 Arbeitsplätze untertage, mehrere hundert Ausbildungsplätze, Arbeit in Zuliefererbetrieben, eine gewisse Kaufkraft der Bergleute fallen in Marl und Umgebung fort. Mehr noch: Eine ausgeprägte (in den letzten Jahren schon weniger spürbare) Bergleute-Kultur geht zuende. Untertage vor Ort verlassen sich die Kumpel aufeinander (auch im hoch technisierten Kohleabbau) und übertage ist es nicht viel anders (gewesen). Hier übertage wussten die Menschen, zu denen auch ich seit 1977 zählte, wovon die Rede war, wenn die Kumpel und ihre Angehörigen, unsere Nachbarn, vom Alltag redeten und auch Bergleute mit Wurzeln z.B. in der Türkei sind hierdurch integriert.

Hört man Politiker der SPD und CDU und Funktionäre der Gewerkschaft IGBCE bei Auftritten hier am Ort (zuletzt DGB-Chef Reiner Hoffmann als Prediger im interreligiösen Arbeiter-Gottesdienst in der Pauluskirche Marl-Hüls am 25.10.2015), so hören die Menschen unisono: Das Ende des Bergbaus ist „politisch in Berlin und Brüssel beschlossen und ein Fehler“. Wenn man solche Reden hört, denke ich: Gibt es diese Parteien und die Gewerkschaft zweimal, einmal in Kumpel-Volks-Reden hier und einmal in der Politik-Gestaltung woanders? MaW: Gibt es zweimal dieselben Parteien – oder verdummeufelt Politik die Massen je nach Anlass und betreibt dabei munter ihre Politik?

Noch in den 1980er/1990er Jahren gab es eine recht militante Kampfbereitschaft hier am Ort für den Erhalt des Bergbaus, ökologische und langfristig denkende Warner vor

den schädlichen Folgen des Bergbaus hatten einen schweren Stand und übernahmen – wie ich es auch tat – das sozialpolitische Argument, in dieser gebeutelten immer ärmer werden den Region Arbeits- und Ausbildungsplätze im Bergbau zu retten. Die Kumpel organisierten damals Protest-Märsche bei Eis und Schnee, Kirchenglocken läuteten in Solidarität, Motorrad-Demos brachen „nach Bonn“ auf, Menschenketten im Ruhrgebiet lieferten starke Bilder. Diese Kampf-Bereitschaft wich bleierner Resignation – nicht nur im Pütt. Noch mehr Verdruss an Politik.

In Marl soll „der Abschied vom Bergbau in Würde“ stattfinden. So lud im 2. Quartal 2015 der Bürgermeister zu einer Ideen-Sammlung ins Rathaus ein unter dem Motto „AV ade“. Unerwartet zahlreich war die Beteiligung. Auch die Zeche AV war vertreten, im Co-Management der Werksleiter und der Betriebsratsvorsitzende. Vor allem dieser führte das Wort, der Werksleiter beschränkte sich auf die Auskunft, AV könne Aktivitäten von „AV ade“ nicht finanziell unterstützen. Viele Veranstaltungen laufen schon seit dem Sommer, z.B. öffentliches Singen des Steigerlieds in der Fußgängerzone (wo viele Hunderte sangen, wie ich aus der Presse erfuhr).

Das Volk feiert und bezahlt Tod und Beerdigung der letzten Zeche hier, das Ende einer Bergleute-Kultur. Hilflös. Und ohne Perspektiven, selbst wenn eine neue Hochglanzbrochure eine Zeit nach dem Bergbau beschreibt: 1.000 neue Arbeitsplätze!? Ich glaube nicht daran, sondern erwarte weitere Logistikhallen, wenige und schlecht bezahlte Jobs – und so weiter.

Hartmut Dreier lebt seit 1977 in Marl und seit 1969 mit dem Projekt „AMOS“.

Work Hard – Play Hard

Mit lauter(er) Trauer

Mit außerordentlichem Bedauern gestehen wir ein, dass und wie sehr uns heute diese Stimme fehlt.

Langes Siechtum und schwächer gewordener Ausdruckswille haben
die Kampfkraft des Werkkreises gemindert.

Mutlos und wie mit hängenden Schultern waren seine Äußerungen immer weniger zu hören.
Wo doch gerade in unserer Zeit, in der Ungerechtigkeit und Menschennot ständig zunehmen,
seine Stimme so wichtig wäre.

Nie zuvor haben sich so viele Menschen auf der Flucht vor Elend und Krieg befunden.

Nie klappte die Schere zwischen arm und reich so weit auseinander.

Nie zuvor waren die Menschen ihrem selbst gemachten Fortschritt so unterworfen wie heute.



LITERATUR DER ARBEITSWELT

In der Gewissheit, dass aufrichtige Sprache die Welt revolutionieren und entscheidend zu menschenwürdigen Verhältnissen beitragen kann, ermutigen wir alle fortschrittlich schreibenden Genossinnen und Genossen weiter zu arbeiten und schreiend das anzuprangern, was nicht nur beklagt, sondern geändert werden muss!

In Solidarität. **AMOS**

SuE: Großer Kampf, mageres Ergebnis – Wie weiter?

Stellungnahme vom 2. Oktober 2015

Nachfolgend drucken wir mit freundlicher Genehmigung eine kritische Analyse des diesjährigen Arbeitskampfes im kommunalen Sozial- und Erziehungsdienst ab, der Ende Oktober über eine Urabstimmung mit 57 Prozent Zustimmung seitens der betroffenen Ver.di-Mitglieder (dbb tarifunion = 64 %; GEW = 72 %) zuende ging.

Trotz kleiner Verbesserungen für jüngere ErzieherInnen und einen Teil der SozialarbeiterInnen ist mit dem jetzigen Ergebnis kein Durchbruch erzielt worden. Gegenüber dem Schlichtungsergebnis, welches in der Mitgliederbefragung von 70 Prozent der Befragten abgelehnt wurde, kostet den Arbeitgebern das Ergebnis lediglich 9 Millionen mehr, bei einem Gesamtvolumen von 315 Millionen Euro im Jahr.

(...) Ähnlich wie nach dem Schlichtungsergebnis, welches Bsirske zur Annahme empfohlen hatte, räumt er erneut ein: „Die jahrzehntelange Lohndiskriminierung sozialer und frauentypischer Berufe lässt sich nicht im Handstreich beseitigen, bleibt aber weiter gewerkschaftliche Aufgabe. Das Ergebnis ist ein erster Schritt in Richtung Aufwertung, dem weitere folgen müssen“. (...)

Welche Haken hat das Ergebnis?

- Das Ziel einer wirklichen Aufwertung für die Beschäftigten

www.themigrantfiles.com : Milliarden für Grenzzäune und Abschiebungen

- in den Sozial- und Erziehungsdiensten ist nicht erreicht.
- Eine wichtige Forderung, nämlich die verpflichtende Anerkennung von Vorzeiten bei Stellenwechsel, wurde nicht erfüllt.
- Die Ergebnisse für die KollegInnen im allgemeinen Sozialdienst sind bescheiden, viele SozialarbeiterInnen in anderen Bereichen gehen leer aus.
- Mit einer Laufzeit von fünf Jahren werden diese mageren (für SozialarbeiterInnen fehlenden) Ergebnisse für einen viel zu langen Zeitraum festgeschrieben.
- Die Arbeitgeberseite bewertet in ihrem Sinne das Ergebnis positiv indem sie feststellen, dass es „im wesentlichen dem Schlichtungsergebnis entspricht“.

Lehren aus dem Streik

(...) Die Kampfbereitschaft der KollegInnen war groß. Auch, wenn es sicher in einigen ländlichen Bereichen noch Mobilisierungsprobleme gab, so war die Beteiligung in den Städten an den Streiks überwältigend groß. Das Problem für die Streikenden war vor allem, dass der Streik für die kommunalen Arbeitgeber keinen ökonomischen Schaden hervorruft. Deshalb hätte von Anfang an eine viel stärkere Konzentration darauf liegen müssen, wie mit dem Arbeitskampf gesellschaftlicher bzw. politischer Druck erzeugt werden kann. Dabei hätten alle ver.di-Fachbereiche, die DGB-Gewerkschaften und andere mit einbezogen werden müssen. Zeitgleiche Streiks bei der Bahn, der Post, im Einzelhandel, bei den Versi-

cherungen, an der Berliner Charité und anderen hätten genutzt werden sollen, um die Kämpfe zusammen zu führen. KollegInnen in den Verwaltungen und anderen Bereichen des öffentlichen Dienstes hätten zum Beispiel durch die Organisation von Betriebs- und Personalversammlungen einbezogen werden können, bis hin zu Solidaritätsaktionen und -streiks. Eine solche breite Solidaritätskampagne wäre nötig gewesen, doch ver.di und der DGB haben ihre organisatorischen Möglichkeiten hierzu nicht genutzt. Dazu sollten Lehren für die Zukunft gezogen werden.

(...) Wendepunkt der Auseinandersetzung war die Anrufung der Schlichtung. Die Illusion, dass durch eine Schlichtung ein gutes Ergebnis im Sinne der Beschäftigten heraus kommt, wurde durch das Ergebnis der Schlichtung widerlegt. Diejenigen, die eine Schlichtungsempfehlung abgeben, sind nicht „neutral“, sondern handeln im Interesse der herrschenden Politik. Letztlich ist entscheidend für jedes Ergebnis in einem Arbeitskampf allein das Kräfteverhältnis und der Druck, der durch die Mobilisierung erzeugt werden kann. Bei der Bahn kam ein besseres Ergebnis mit der Schlichtung nur deshalb zustande, weil die Arbeitgeber keine Möglichkeit mehr sahen, diesen Kampf für sich zu entscheiden. Im Gegensatz dazu waren die kommunalen Arbeitgeber der Meinung, dass sie den Kampf aussitzen können. Die Schlichtung und der daraus folgende Streikabbruch haben ihnen geholfen.

Festzuhalten ist, dass es keinen Einlassungszwang für ver.di gab.

Hätte ver.di die Schlichtung nicht selbst angerufen, wäre es nicht dazu gekommen. Die mit der Schlichtung verbundene Friedenspflicht führte zum Streikabbruch. All das wurde nicht von den Streikenden selbst entschieden. Die Streikdelegiertenkonferenz wurde im Gegenteil vor vollendete Tatsachen gestellt. Es wurde so dargestellt, als sei die Schlichtung bindend, was sich aber später als Fehlinformation heraus stellte. Dies bedeutete einen Wendepunkt für die gesamte Auseinandersetzung.

Wo der Wille fehlt

(...) Die Mitgliederbefragung machte beeindruckend deutlich, dass die Mehrheit der KollegInnen gegen dieses schwache Ergebnis war und bereit dafür, die Kampagne weiter zu führen.

Frank Bsirske sagte, dass dies ein eindeutiges Votum für die Fortsetzung des Streiks sei. In der Öffentlichkeit und auf dem ver.di Bundeskongress trat er kämpferisch auf und drohte mit einer weiteren Eskalation. Doch es gibt einen Unterschied zwischen dem, was gesagt wird und wie gehandelt wird. Vor allem wurde keine Perspektive aufgezeigt, wie der Streik erfolgreich fortgesetzt werden kann. Mit den Plänen der ver.di Führung für einen Flexistreik wurde signalisiert, dass man sich aus Sorge vor einer Entsolidarisierung der Eltern einschränken müsse.

Doch wie sollte der Kampf gewonnen werden, wenn man nach vier Wochen Vollstreik auf punktuelle Streiks zurück-

geht? Eine solche Taktik hätte die Eltern möglicherweise noch mehr belastet. Die Möglichkeiten, den Arbeitskampf mit einer breiten Solidaritätskampagne aus den Gewerkschaften heraus zu stützen, hätte nur Perspektive, wenn die Führungen der Gewerkschaften den Willen dazu hätten oder gerade in anderen Bereichen gekämpft wird. Beides ist momentan nicht der Fall. (...)

Bilanz ziehen und auf nächsten Kampf vorbereiten

1.(...) Deutliche Lohnerhöhung in Tarifrunde 2016 fordern:

Auf Kohle geboren – an der Kohle verheizt – mit Erde bedeckt

(...) Das Argument, was nun hinzukommt, dass für die Beschäftigten kein Geld da sei, weil Flüchtlinge nach Deutschland kommen, muss politisch gekontert werden. Geld ist genug da, es ist nur in den falschen Händen! (...)

2. Schlichtungsvereinbarung muss weg: Die Lehre aus der Schlichtung zeigt, dass dies im Regelfall nicht zugunsten der Beschäftigten ist. Deshalb sollte ver.di die verbindliche Schlichtungsvereinbarung im öffentlichen Dienst sofort kündigen! Entsprechende Anträge sollten in die Untergliederungen getragen werden.
3. Streikdemokratie: Die Streikenden müssen selbst über die Streikstrategie entscheiden. (...)
4. Kampfkraft nutzen: Die volle Kampfkraft muss eingesetzt werden. Streiks sollten so koordiniert werden, dass Beschäftigte gemeinsam zu Protestkundgebungen mobilisiert werden und so gemeinsam Stärke demonstrieren. Gerade in Bund und Kommunen gibt es auch Bereiche, mit denen ökonomischer Druck erzeugt werden kann. Diese Bereiche sollten offensiv in den Streik einbezogen werden.“

Netzwerk für eine kämpferische und demokratische ver.di, info@netzwerk-verdi.de, www.netzwerk-verdi.de, www.facebook.com/netzwerkverdi

Impressum

Verlag:
AMOS c/o Ute Hüttmann
Hervester Str. 2, D-45768 Marl
Fon: 02365-501671
E-Mail: huettmann.mar@t-online.de

E-Mail:
redaktion@amos-zeitschrift.de
Internet: <http://amos-zeitschrift.de>

ISSN 1615 - 3278

Herausgabe & Redaktion: Wolfgang Belitz, Unna | Benjamin Benz, Recklinghausen | Robert Bosshard, Oberhausen | Hartmut Dreier, Marl | Rolf Euler, Recklinghausen | Friedrich Grotjahn, Bochum | Rolf Heinrich, Gelsenkirchen | Ute Hüttmann, Marl | Wolf-Dieter Just, Duisburg | Jürgen Klute, Wanne-Eickel | Carl-D.A. Lewerenz, Herne | Axel Lippek, Bochum (v.i.S.d.P.) | Heinz Listemann, Dortmund | Anna Musinszki, Dortmund | Hermann Schulz, Wuppertal | Peter Strege, Dortmund | Renate Wangelin, Bochum

Schwerpunktthema verantwortlich: Benjamin Benz und Robina Cronauer

Schlussredaktion:
Ute Hüttmann (Textbearbeitung)
Axel Lippek (Layout)

Einzelpreis: 4,50 €
Abo-Preis: 18,- € jährlich
inkl. Versandkosten

AMOS kooperiert mit dem elektronischen Nachrichtendienst „iley.de“ (Leipzig).

Redaktion:
AMOS c/o Hartmut Dreier
Schumannstr. 6, D-45772 Marl
Fon: 02365-42076
E-Mail: dreier.mar@freenet.de

Konto: AMOS
IBAN: DE31 4305 0001 0033 3001 20
BIC: WELADED1BOC

Erscheinungsweise: 1 x vierteljährlich

Titelbild: Manfred Walz
AMOS Schriftzug: Jochen Stankowski

Realisation:
Wodarczak Druck & Medien
45772 Marl
Papier: chlorfrei gebleichtes Papier

Robina Cronauer

Seit wann muss Arbeit eigentlich Spaß machen?

Ein Kind, dessen Abschluss noch nicht mal in Sichtweite ist, wird sehr früh in vielerlei Hinsicht mit völlig verblendeten, wenn auch gut gemeinten Absichten der Erwachsenenwelt konfrontiert. Kinderbäume werden schon mit den Fragen nach ihrer potentiellen Berufswahl gelöchert, sobald sie „Mama“ sagen können, um sich in der Schulzeit damit konfrontiert zu sehen, dass nicht nur der Wille zu einer Karriere zählt, sondern dass man gefälligst auch wissen sollte, ob diese Wahl zur lebenslangen Befriedigung führen würde. Und Befriedigung bedeutet neben der Freude am Tagwerk auch die völlige Anpassung der eigenen Persönlichkeit an den ausgewählten Beruf. Das nennt man dann eine „Professionelle Identität“. Sie macht uns zu den Helden der Arbeit, sobald wir sie uns einverleiben. So begeben wir uns in die Unabhängigkeit, in der vagen Hoffnung, wir mögen auch zu jenen zählen, die sich nichts Besseres vorstellen können, als beim Durchsieben zahlreicher Belege aus den Schuhkartons braver Steuerzahler frohlockend Steuererklärungen zu zaubern.

Die Annahme, Arbeit hätte viel mit Spaß zu tun, führt zu einem Druck in der Arbeit. Nicht jener Druck, den jeder

Sen işe nasıl bakarsan, iş de sana öyle bakar.

Wie man die Arbeit ansieht, schaut sie zurück.

kennt, da Arbeit – es steckt bereits im Wort – eben Arbeit ist. Es ist der seelische Druck, Freude an einem Beruf verspüren zu müssen, den man sich zu einem Zeitpunkt im Leben aussuchte, als Pickel und Herzschmerz noch interessanter waren als die Ödnis des Erwachsenenendaseins.

Einem jungen Menschen zu raten, sich unbedingt einen Beruf auszusuchen, welcher ihm Freude bereitet, ist ein psychologischer Trick, der die Wahrheit nicht nur verschleiert, sondern genauso makaber ist wie einem Sklaven zu raten, sich an der Peitsche zu erfreuen, die ihn täglich schlägt. Doch was hat ein Sklave mit der modernen Arbeit in hoch entwickelten Ländern zu tun?

Der eine muss arbeiten, weil er nicht frei ist und deshalb gesellschaftliche oder private Arbeit unter Zwang leisten muss. Der andere lebt in einer relativen Freiheit. So darf er sich sehr wohl aussuchen, welche Arbeit er verrichten möchte. Arbeiten muss er jedoch, denn er lebt unter dem Zwang des Geldes, das er als Lohn erhält.

Sich an einem Zwang zu erfreuen, kann notwendig sein, um ihn besser zu ertragen. Sich an ihm erfreuen zu müssen, ist wiederum ein zwanghaftes Verhalten, das man immer dann spürt, wenn man empörte Blicke sammelt, weil man sich weigert, mehr in seine Arbeit hineinzuinterpretieren als das Verdienen des täglichen Brotes.

Gedankenexperiment: Bei neuen Bekanntschaften niemals sagen: „Hallo, ich bin Paul, der Steuerberater.“ Denn wird mit: „Hallo, ich bin Paul, 33 Jahre alt und leidenschaftlicher Fußballfan!“ nicht viel mehr gesagt?

Robina Cronauer, s.S. 17

Benjamin Benz / Robina Cronauer

armut macht wut

Arbeitskreise Kritischer Sozialer Arbeit (AKS) aus der ganzen Republik treffen sich in Bochum

Armut macht Wut? Schaut man in benachteiligte Quartiere im Ruhrgebiet (Bochum-Kruppwerke, Recklinghausen-Süd, ...), führt Armut häufig zu politischer Apathie. Viel seltener zu gewaltloser, teils auch gewaltsamer Auflehnung. So vor einiger Zeit in französischen Banlieues und Stockholm. Wie gehen wir (sich gesellschaftskritisch verstehende SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen) damit um, dass über Armut empirisch eigentlich alles Wesentliche bekannt ist, sich politisch – etwa lokalpolitisch im Ruhrgebiet – aber seit Jahren fast nichts tut? Unter diesem Schwerpunktthema trafen sich am 16./17. Oktober 2015 auf Einladung des AKS Ruhrgebiet an der Bochumer Evangelischen Fachhochschule lokale und regionale Arbeitskreise aus der ganzen Republik (... Koblenz, München, Münster ...). Zusammen mit weiteren interessierten Studierenden und FachpraktikerInnen kamen 50 Leute zusammen, lernten sich kennen, diskutierten untereinander und mit dem Gastreferenten Heinz Hilgers (Präsident des Deutschen Kinderschutzbundes) lokale Handlungsmöglichkeiten, knüpften am Netzwerk ... Unterstützt wurde das Treffen unter anderem von SJD-Die Falken und auch von AMOS e.V. mit einer Spende – herzlichen Dank!



Foto: privat

Spannende Leute (FachpraktikerInnen, Studierende, Lehrende) und Ideen kamen und kommen da zusammen bei den AKSen: Zur Widerständigkeit im Jugendamt und dem Erhalt kommunaler Jugendzentren mit Hilfe von Bewohnerprotesten. Zu „Hilfe unter Protest“ diakonischer TrägerInnen, Menschen in der Sozialarbeit und Ehrenamtlicher in Deutschland, Österreich und den Niederlanden. Zum Protest gegen eine „Dressur zur Mündigkeit“ in autoritären Jugendhilfekonzep-ten. Zur Sozialpolitik, die es zugleich zu verteidigen, zu kritisieren und zu verändern gilt. Lokal und regional und von dort aus auch europaweit und international, bevor und nachdem sich im Herbst 2016 wieder bundesweit getroffen wird, dann in München.

Benjamin Benz, Jg. 1973, lehrt und forscht zu politischen Fragen in der Sozialen Arbeit an der Evangelischen Fachhochschule RWL in Bochum und ist u.a. in der Fachgruppe Politik Sozialer Arbeit der DGSA (http://dgsainfo.de/fachgruppen/politik_sozialer_arbeit.html) aktiv.

Robina Cronauer, Jg. 1990, studiert Soziale Arbeit an der Evangelischen Fachhochschule RWL in Bochum und engagiert sich u.a. im AKS Ruhrgebiet (<http://www.kritischesozialearbeit.de/>) und beim AMOS.

VERLAG WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT



Gerhard Hauck, Ilse Lenz, Hanns Wienold (Hrsg.)

Entwicklung, Gewalt, Gedächtnis

2015 - 407 Seiten - € 39,90

ISBN: 978-3-89691-720-1

Die postkolonialen Gesellschaften in Afrika, Lateinamerika und Asien zeigen heute eine eigene „Grammatik“ von Staatlichkeit und des Verhältnisses von Politik und Ökonomie. Blockierte Modernisierung, aufgezwungene Territorialisierungen und ethnisierte Grenzziehungen hinterlassen Gewalt provozierende Spuren, die nur mühsam aufgearbeitet werden können

Reinhart Kößler

Namibia and Germany

Negotiating the Past

auf englisch

2015 - 378 Seiten - € 39,90

ISBN: 978-3-89691-857-4

100 years since the end of German colonial rule in Namibia, the relationship between the former colonial power and the Namibian communities who were affected by its brutal colonial policies remains problematic, and interpretations of the past are still contested.

This book examines the ongoing debates, conflicts and confrontations over the past. It scrutinises the consequences of German colonial rule, its impact on the descendants of victims of the 1904–08 genocide, Germany's historical responsibility, and ways in which post-colonial reconciliation might be achieved.

WWW.DAMPFBOOT-VERLAG.DE



Romani Rose

Solidarität und Kunst –

Otto Pankok, seine Frau Hulda und deren Tochter Eva Pankok

ZWURF

Am 12. Juli 2015 hielt Romani Rose (Vorsitzender des Zentralrats der Sinti und Roma in Deutschland) in Haus Esselt bei Drevenak/Wesel eine Laudatio zu Ehren der Person und des eigenen künstlerischen Werkes der 90-jährigen Eva Pankok. Darin sagte er u.a.

Beginnen möchte ich mit meiner letzten Begegnung mit Eva, die Ende 2014 in Berlin stattfand. Dort empfing sie aus den Händen des israelischen Botschafters eine Urkunde, in der ihre Eltern, Hulda und Otto Pankok, von der Gedenkstätte Yad Vashem posthum mit dem Titel „Gerechte unter den Völkern“ geehrt werden. Es ist die höchste Auszeichnung, die an Nichtjuden vergeben wird.

Geehrt hat man Otto und Hulda Pankok für eine wahrhaft große Tat: Im Jahr 1944 versteckten sie den befreundeten Maler Mathias Barz und seine jüdische Frau Brunhilde zwei Monate lang in ihrem Haus in der Eifel. Die beiden befanden sich auf der Flucht und standen eines Tages völlig entkräftet vor der Tür der Pankoks. Natürlich war die damals 19-jährige Eva als einzige Tochter eingeweiht und hat trotz der damit verbundenen Lebensgefahr keinen Augenblick gezögert, diese Entscheidung mitzutragen. Wie real die Bedrohung für die Familie Pankok in dieser mörderischen Endphase des Krieges war, zeigte sich kurz darauf, als ein fanatischer Leutnant die in einer Dachkammer Versteckten fast entdeckt hätte und bereits an ihrer Tür rüttelte. Otto Pankok behauptete, er habe den Schlüssel verloren. Nur der glückliche Zufall, dass die Tür in diesem Augenblick klemmte und nicht zu öffnen war, verhinderte Schlimmeres. Sonst hätten wohl weder Evas Eltern noch sie selbst das Nazi-Regime überlebt.



„Haltet ein!“, Otto Pankok, WH 767, 1966 (Foto: Walter Klein, aus: Otto Pankok 1893 – 1966, hg. von Otto Pankok-Gesellschaft, Hünxe/Drevenack, 2010)

tet, die für Eva stets bestimmend und handlungsleitend waren. Als sie im letzten Dezember die Urkunde für ihre Eltern entgegennahm, sagte sie den ebenso schlichten wie großen Satz: „Feigheit ist eine Sünde.“ Das, liebe Eva, ist sicherlich wahr. Aber wahr ist leider auch, dass in den Jahren der NS-Diktatur nur wenige Menschen solchen Mut aufgebracht haben, um den zu Unrecht Verfolgten und Bedrängten beizustehen. Ich, der ich in der Zeit des Nationalsozialismus 13 Verwandte verloren habe und im Schatten des Holocaust aufgewachsen bin, kann dir, liebe Eva, nur meine Hochachtung aussprechen. Wie viele andere hätten damals vielleicht gerettet werden können, hätten mehr Menschen solchen Mut zur Mitmenschlichkeit gefunden ...

Es versteht sich von selbst, dass unsere erste Begegnung vor 10 Jahren ganz im Zeichen von Evas Erinnerungen an ihren Vater Otto Pankok und dessen Freundschaft zu den Düsseldorfer Sinti stand – eine Freundschaft, die Eva seit ihrer Kindheit geteilt hat und die bis heute lebendig geblieben ist. Um diese enge Verbindung der Familie Pankok zu unserer Minderheit in ihrer ganzen Tiefe und Bedeutung zu würdigen, muss ich ein wenig ausholen.

Prägend für Otto Pankoks künstlerische Entwicklung war seine enge persönliche Beziehung zu den Sinti-Familien, die er in einer im Norden Düsseldorfs gelegenen Siedlung, dem sogenannten Heinefeld, im Sommer 1931 kennengelernt hatte. Wenig später richtete er sich dort ein Atelier ein. Schon bald wurden die dort lebenden Düsseldorfer Sinti zu seinen wichtigsten Modellen. Während die meisten Künstler vor ihm lediglich „Zigeuner“-Klischees reproduziert haben, lässt Pankok die von ihm porträtierten Menschen in ihrer Individualität und in ihrer unbedingten Würde hervortreten. Es ist nicht zuletzt diese von Empathie und Respekt geprägte Haltung des Künstlers zu seinen Modellen, die den einzigartigen Rang dieser Werke bis zum heutigen Tag ausmacht.

Als Pankok im Heinefeld sein Atelier hatte, war Eva sechs, sieben Jahre alt. Der Kontakt mit den gleichaltrigen Sinti-Kindern war ihr ganz selbstverständlich, denn ihr Vater nahm sie oft zum Malen ins Heinefeld mit. Eine dort entstandene Fotografie zeigt Eva zwischen zwei Sinti-Jungen auf dem Boden sitzen. Offenbar hegte Otto Pankok keinerlei Befürchtungen, die „Zigeuner“ würden sein Kind rauben – es soll ja auch heute noch Menschen geben, die derlei Märchen für bare Münze nehmen.

Die Düsseldorfer Sinti, die Otto Pankok am Vorabend der Nazi-Diktatur in großformatigen Kohlezeichnungen im Heinefeld porträtierte, wurden 1934 von dort vertrieben und in einem gettoähnlichen Lager inhaftiert, von wo sie nach Kriegsbeginn ins besetzte Polen deportiert wurden. Die meisten kamen in den nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslagern ums Leben ... Ohne dass Otto Pankok dies zum damaligen Zeitpunkt ahnen konnte, wurden seine zu Beginn der 1930er Jahre entstandenen Porträts Düsseldorfer

Ich habe diese Geschichte deshalb an den Anfang gestellt, weil sie sehr eindrücklich die moralischen Maßstäbe beleuch-

Sinti zu Zeugnissen eines beispiellosen Verbrechens, die die Erinnerung an die Ermordeten bis heute bewahren ...

Wir haben auch Pankoks eigene Verfolgung im NS-Staat dokumentiert. Die Nazis erklärten seine Bilder als „entartet“. Als verfemter Künstler konnte er nicht mehr ausstellen, er erhielt Berufsverbot und stand zeitweise sogar unter Gestapobewachung. Eva hat den entbehrungsreichen Weg ihrer Eltern in den zwölf Jahren unter der Diktatur bis zuletzt geteilt. Die äußere Bedrängnis ließ die kleine Familie, die sich während des Krieges in wechselnde Orte auf das Land zurückzog, nur umso enger zusammenrücken.

Nach dem Zusammenbruch der NS-Diktatur schuf Pankok Bilder von überlebenden Sinti, die er in Düsseldorf wiedergetroffen hatte. Diese Werke spiegeln die tiefe körperliche und seelische Verwundung der Menschen, die in den Jahren der NS-Diktatur fast alle ihre Angehörigen verloren hatten, eindringlich wider.

Bis heute gehören diese Arbeiten zu den bedeutendsten Beiträgen künstlerischer Auseinandersetzung mit dem Holocaust an unserer Minderheit.

Otto Pankoks Engagement für die Düsseldorfer Sinti-Familien, die den Holocaust überlebt hatten, ist in der frühen Nachkriegszeit ohne Beispiel. Als neu berufener Professor an der Düsseldorfer Kunstakademie setzte er sich bei Behörden und politischen Stellen mit Eingaben unermüdlich dafür ein, dass die schwer traumatisierten Menschen als Verfolgte des Nazi-Regimes anerkannt werden und ihnen eine Entschädigung für das erlittene Unrecht zuerkannt wird.

Ich möchte dies kurz an einem Beispiel illustrieren, das mich beim Lesen immer wieder berührt. In seinem Brief vom 20. November 1947 machte der damalige Sozialminister des Landes Nordrhein-Westfalen dem Otto Pankok, der zu diesem Zeitpunkt gesundheitlich sehr angeschlagen war, das Angebot, er könne sich gemeinsam mit seiner Frau 14 Tage in einem Heim kostenlos erholen. Pankok schrieb an den Minister zurück: „In Beantwortung Ihres Schreibens vom 20. November möchte ich einen Aufenthalt in dem Heim mit Dank ablehnen. Statt meiner bitte ich Frau Wilhelmine Lafontaine und ihr kleines Kind dort aufzunehmen. Frau Lafontaine war seit 1938 im KZ, ihre Kinder, Eltern und alle Verwandten wurden dort vernichtet.“

Die genannte Wilhelmine Lafontaine war Angehörige einer Sinti-Familie aus Düsseldorf, die Pankok gut kannte. ...

Nach dem Tod ihres Vaters hat sich Eva Pankok mit unermüdlicher Energie dafür eingesetzt, das künstlerische und ideelle Erbe ihres Vaters zu bewahren. Gemeinsam mit ihrer Mutter Hulda Pankok, die 1985 verstarb, hat sie 1968 das Otto-Pankok-Museum eröffnet, das seither zahllose Ausstellungen aus dem schier unerschöpflichen Oeuvre Otto Pankoks präsentiert hat.

Romani Rose, geb. 1946 in Heidelberg, 1979 Vorsitzender des Verbandes Deutscher Sinti, seit 1982 Vors.u.Geschäftsführer des daraus entstandenen Zentralrates der Sinti und Roma in Deutschland, seit 1991 des vom Zentralrat getragenen Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma, Heidelberg.

Stellungnahme zum Asylrecht

Der Zentralrat Deutscher Sinti und Roma kritisiert am 3. November 2015 die „Verschärfung des Asylrechts auf Kosten von Minderheiten“ im soeben im Eilverfahren beschlossenen Asylbeschleunigungsgesetz der Bundesregierung. „Nach Serbien, Bosnien-Herzegowina und Mazedonien nun auch Albanien, Kosovo und Montenegro zu sicheren Herkunftsländern zu erklären ... wird den realen Gegebenheiten vor Ort in keiner Weise gerecht und wird insbesondere für die Roma-Minderheiten aus und in den genannten Staaten schwerwiegende Folgen haben. ... Alle einschlägigen Berichte des Europarates und anderer unabhängiger Menschenrechtsorganisationen belegen, dass die Lage von Roma in den westlichen Balkanstaaten – insbesondere im Kosovo – nach wie vor von systematischer Ausgrenzung und Benachteiligung gekennzeichnet ist, die in ihrer Kumulierung der Schwere einer Verfolgung gleichkommen können“, so Romani Rose. ... Es sei verfassungsrechtlich bedenklich und bedeutet eine Aushöhlung des individuellen Grundrechts aufs Asyl. ... Insbesondere lasse die geringe Anerkennungsquote von Asylbewerbern durch das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF), der im Gesetzgebungsverfahren bei der Einstufung von Albanien, Kosovo und Montenegro zu sicheren Herkunftsländern die Rolle eines Indizes eingeräumt wurde, keinen Schluss auf die Sicherheit eines Staates zu. So heben Verwaltungsgerichte in Deutschland regelmäßig ablehnende Entscheidungen des BAMF wieder auf. Verwiesen werden müsse darüber hinaus auf die weit auseinanderliegenden Anerkennungsquoten für Asylsuchende aus den entsprechenden Ländern im europäischen Vergleich ... (in Italien bis zu 67% positiv, aus Gründen des humanitären Schutzes). ... Auch die Bundesregierung ist aufgerufen, statt asylrechtliche Hürden für Flüchtlinge aus den West-Balkanstaaten zu erhöhen auf die Verbesserung der Situation vor Ort hinzuwirken und konkrete Maßnahmen und Projekte zu unterstützen“, so Romani Rose für den Zentralrat.

<http://zentralrat.sintiundroma.de/content/downloads/presseschau/374.pdf>

AMOS-ABO

Ich bestelle ein AMOS-ABO

gegen eine Kostenbeteiligung von z.Zt. 18,- € pro Jahr.

Rechnungsanschrift (AbonnantIn)

Name _____
 Straße _____
 PLZ/Ort _____
 Datum _____ Unterschrift _____

Lieferanschrift (falls von Rechnungsanschrift abweichend)

Name _____
 Straße _____
 PLZ/Ort _____

Zahlungsweise

- ☐ Verrechnungsscheck über 18,- € liegt bei
☐ Überweisung über 18,- € ist erfolgt
 am _____ an **AMOS**, Marl,
 IBAN: DE31 4305 0001 0033 3001 20
 BIC: WELADED1BOC

Mir ist bekannt, dass ich diese Bestellung innerhalb einer Woche widerrufen kann. Laut Gesetz bestätige ich dieses Wissen mit meiner Unterschrift: _____

ausschneiden und einsenden an Hartmut Dreier, Adresse s. Impressum

Peter Strege und Manfred Walz

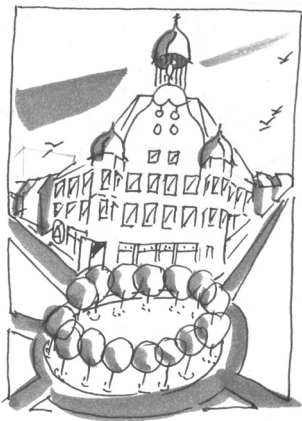
Menschenorte 28

im Dortmunder NORDEN

Der Bau mit dem großartigen Giebel aus der Gründerzeit ist die prächtigste Ecke des Borsigplatzes. Das war doch mal die Deutsche Bank als täglicher Auftakt die Straße runter zum Tor 1 der Westfalenhütte von Hoesch. Hier sind wir verabredet?

Eingang Platzecke: Über der Tür in lockerer Schrift: Concordiart. Drin Tisch- und Sitzecke mit Schachbrett, Säulenvitrinen mit fröhlichfarbigen Gegenständen, einladender Duft. Hier und so haben sich die Jünger Bakunins mit ihrem Buchladen eingerichtet? Nein, dahinten im Seitenzimmer durch die offene Tür ohne -blatt.

Sascha Bender, ein freundlicher junger Mann, begrüßt uns – im Raum: Schreibtisch mit Laptop, ein ausladend blaues Sofa, ein Bild und Bücherregale an den Wänden. Auf den Regalbrettern Reihen mit neuen Büchern. Eins voll mit gelesenen, darunter ein dicker Buchrücken „Sacco und Vanzetti“ – von einem älteren „Genossen“, sagt Sascha. Im Blick nach draußen durch das ehemalige Bürofenster der Deutschen Bank:



das große A im Kreis und einige Ankündigungen. Wir sind angekommen im „Buch- und Kulturladen zur Förderung libertärer Philosophie“.

Seit Anfang 2014 wird hier am Borsigplatz in einem gro-

ßen von der Stadt geförderten Aufwertungsprojekt mit dem Titel „nordwärts“ die soziale und städtebauliche Entwicklung der Nordstadt versucht. Der Buchladen ist kleiner Teil des Projekts, das lange Zeit nach Schließung des Stahlwerks gegen die zunehmenden Leerstände und rechtsradikalen Besetzungen im Stadtteil eingerichtet wurde.

Die libertären Buchhändler sehen ihren Zimmerladen nicht nur als Botschaft gegen die herrschende Marktmacht, sie sehen ihn als einen Einstieg in ihr Leben für eine gerechtere und menschlichere Gesellschaft. Hier soll der erste Kommunikationsort sein, wo sich neugierige und interessierte Menschen zum politischen Gespräch über die gesellschaftlichen Zustände und ihre eigenen Erfahrungen treffen können. Das Buch – ein Anlass, nicht als Ware für die eigene materielle Zukunft. Ihnen ist durchaus bewusst, dass sich mit dem Laden zeigen wird, ob diese Existenz Scharfrichter ihrer Idee

ist oder werden kann. Deshalb planen sie nach fast zwei Jahren den Aufbruch zu einem anderen Standort in der Nordstadt. Dort in eigenen Räumen soll es auch wieder Bücher geben. Es soll ein Lebensort werden zum Treffen mit durchaus internationalen Kontakten und besonderen Vorträgen in einem freundlichen Alltag mit Kaffee bis hin zu veganen Handreichungen. Bis dahin sind noch ein paar Monate Zeit. Die Vorbereitung. Nach dem Herausgehen schauen wir auf die aluminiumgefensterte alte Fassade der Deutschen Bank mit der Palette neuer Lebensanreicherungen bis zum Fenster mit dem Angebot eines würdevollen Abschieds in Sarg oder kubischer Holzurne und wissen, dass wir den Blick in einen spannenden neuen Ort am alten bekannten erlebt haben.

Wer den Weg der Libertäre unterstützen will, kann sich informieren über www.startnext.de/azentrumdo.

Peter Strege ist seit über 40 Jahren vom Ruhrgebietsvirus befallen und somit als Autor glücklich befangen. Lebt (mit Frau und Hund), denkt, malt und schreibt in einem Industrierelikt in Dortmund. (Text + Fotomontage)

Manfred Walz, Stadtplaner aus Berlin, auch ins Ruhrgebiet eingewandert, lernt in der AMOS-Reihe „Menschenorte“ immer wieder „bemerkenswerte Ruhrgebietende“ kennen, Titelbildner im AMOS. (Text + Zeichnung)



Herzlichen Glückwunsch, Heinrich Hannover

Am 31. Oktober 2015 ist Heinrich Hannover 90 Jahre alt geworden. Ein Anlass, an einen der bekanntesten Juristen und Verteidiger der Bundesrepublik zu erinnern. Aus Krieg und Gefangenschaft als Pazifist zurückgekehrt, machte er sich in den 1950er Jahren einen Namen als Verteidiger von „kleinen Leuten“, vor allem aber als Verteidiger in politischen Verfahren wegen kommunistischer Tätigkeit oder Wehrdienstverweigerung und Ostermärschen. Er zeigte, wie die Justiz der Adenauerzeit an reaktionäre Vorgänger anknüpfte, griff die personelle Kontinuität zur Nazizeit an. Berühmte Prozesse gegen Teilnehmer der außerparlamentarischen Opposition, der RAF oder Pazifisten sahen ihn als rechtskundigen, wortgewaltigen und engagierten Verteidiger. Das Klageerzwingungsverfahren gegen einen ehemaligen SS-Mann, das er im Namen der Tochter von Ernst Thälmann wegen Mordes anstrengte, wurde einer der bekanntesten – verlorenen – Prozesse. Peter Paul Zahl, Günther Wallraff oder Peter Brückner, aber auch Hans Modrow waren einige seiner bekannteren Mandanten neben den sogenannten „kleinen Leuten“. Das Wiederaufnahmeverfahren, in dem das faschistische Urteil gegen Carl von Ossietzky aufgehoben werden sollte, wurde zwar niedergeschlagen –, dem unbequemen Heinrich Hannover gelang es aber immer, den Finger in die Wunden des Rechtssystems zu legen und tatsächlich die Bundesrepublik „vor Gericht“ zu stellen, soviel als möglich Öffentlichkeit zu schaffen. Konsequenterweise heißen seine Erinnerungen „Die Republik vor Gericht“. Sie müssten Standardwerk für jeden gesellschaftskundlichen Unterricht sein. Wir gratulieren einem Mann, den weder Morddrohungen oder Ehrengerichtungsverfahren von seiner graden Linie abhalten konnten.

Rolf Euler

Hannover lesen:

„Die Republik vor Gericht“, 2 Bände, Münster / Berlin: Prospero Verlag 2012 / 2013 – und eine Auswahl der Kinderbücher: Die Birnen diebe vom Bodensee, 1970 (vergriffen) | Was der Zauberwald erzählt, 2004 | Dat Pierd Huppiwupp, 2010

Sebastian Müller

Industrialisierungswahn im Ruhrgebiet angegriffen – durch die Bauern in Datteln und Waltrop

Im von aufgepumpten Images geprägten kollektiven Bewusstsein des Ruhrgebiets rangiert die Region um Datteln und Waltrop weiter hinten, hinter dem Ruhr- und Emschertal, hinter Essen oder Duisburg. Es fehlt ihr an heroischen Projekten der Industrialisierung, mit denen nämlich die Geschichte im Ruhrgebiet geschrieben wird. Doch: Es gibt die spektakuläre Kreuzung zweier Frachtkanäle, des Dortmund-Ems-Kanals und des Rhein-Herne-Kanals, über die Kohle und Stahl aus dem östlichen Ruhrgebiet heraus in die Weltmärkte hinein und Massengüter aus den Weltmärkten ins Ruhrgebiet hinein geschleust werden konnten. Sicher doch: Auch Waltrop hatte eine Zeche. Sie ist heute ein Stück Konversion industrieller Landschaft und Bausubstanz. Sie ist der fein umgebaute Sitz und ein Kaufhaus der Firma Manufactum. Und es gibt die „Dortmunder Rieselfelder“, noch immer ein spektakulär großer Landschaftsraum im dicht bebauten Ruhrgebiet und eine ländliche Idylle, in der die Stadt Dortmund im frühen 20. Jahrhundert ihre städtischen Abwässer entsorgt hatte.

Ungebrochen beherrscht die Stadtentwicklung quer durch das Ruhrgebiet, dass für industrielle Entwicklung jedes Opfer gut ist. Vierzig Jahre ist es her, da sollte ein Atomkraftwerk in der Lippeschleife bei Waltrop und Datteln die natürlichen Ressourcen dieses Landstrichs an der Lippe völlig ruinieren. Die verbrecherische Atomstromproduktion sollte im Ruhrgebiet zu einer Quelle des Profits der RWE werden. Daraus wurde wegen der Anti-Atom-Bewegung nichts. Aber da die Betreiber dieses historischen Unsinns den Hals nicht voll kriegen konnten, planten sie daraufhin zweierlei. Sie ließen durch E.ON ein erstes Kohlekraftwerk in Datteln bauen, 2007 ein um Vieles größeres nach Gutsherrenart unter Missachtung etlicher Planungs- und Umweltvorschriften. Sein riesenhafter Kühlturm steht heute ungenutzt in der Gegend herum. Der Bau musste unterbrochen werden, weil Anwohner des Kraftwerks sich mit viel Beifall aus der Region wehrten, auch gerichtlich wehrten und von der Justiz Recht bekamen. Der Bebauungsplan für das neue Kraftwerk wurde von diversen Gerichten als grob fehlerhaft kassiert. Gerade lief der Anhörungstermin für eine neue Baugenehmigung. Wird es jetzt grünes Licht für dieses unverändert massive Hindernis für Klimaschutz und Energiewende geben? Das wird spannend.

Aber auch das alte Atomkraftwerksgrundstück an der Lippe sollte den RWE Geld durch industrielle Verwertung bringen. Es hatte sich unbebaut als großer Landschafts- und Landwirtschaftsraum erhalten. Genau das war für Industrialisierungsfreaks bei den RWE der richtige Platz dafür, wenigstens statt des AKWs ein neues Industriegebiet anlegen zu wollen, das schließlich 2003 heuchlerisch „newPark“ genannt wurde. Eine Planungs- und Entwicklungsgesellschaft sollte

dafür stattliche 450 ha entwickeln. Davon steht bis heute – nichts. Es fanden sich nämlich keine Investoren, die ein Projekt dort hätten realisieren wollen. Es gab ja nicht einmal eine Straße, eine Stromleitung oder eine Abwasserleitung, an die man sich hätte anschließen können. Es gab „nur“ Landwirte, die die Flächen bewirtschafteten, und Natur.

Jahrzehnte lang trugen nun Grüne aus Waltrop und des örtlichen BUND viel richtige Kritik an dem newPark-Projekt zusammen. Gewichtige Bodenschutz-, Wasserschutz- und Naturschutzargumente wurden vorgetragen. Die Gefährdung der Singvögel und Lurchen im Flora-Fauna-Habitat der Lippe Aue wurde untersucht und aufgeschrieben. Regionalwirtschaftliche und agrarwirtschaftliche Argumente wurden angestrengt, auch die Bedeutung der ehemaligen Rieselfelder



und der Lippeschleife als Frischluftschneise für das gesamte mittlere Ruhrgebiet hervorgehoben. Das unerfüllte Bedürfnis nach gesunden und ortsnahe produzierten Spargeln, nach Milch, Gemüse und Kartoffeln spielten eine Rolle. Die Aussicht war nicht gering, am Ende nichts anderes zu bekommen als ein oder mehrere schlappe Logistikzentren und noch dazu erliden zu müssen, wie der LKW-Verkehr auf den Straßen explodiert.

Aber es gab den Kreis Recklinghausen und die mächtige SPD- und CDU-Mehrheit, die den Industrialisierungswahn für den newPark politisch aufrechterhielt, auch nachdem das Land NRW 2013 eine Bürgschaft für den Flächenankauf in der Höhe von 17,5 Millionen ablehnte. Es hielt die Millionenausgabe für nicht zu verantworten. Der Kreis kaufte den RWE im Frühsommer 2015 die 500 ha Bauernland für sage und schreibe 23,75 Millionen EUR irgendwie einfach ab – und setzte sich über die Vorverkaufsrechte der Bauern und Pächter für agrarische Flächen in den Rieselfeldern hinweg.

Aktuell werden 95 Prozent der 500 ha land- und forstwirtschaftlich genutzt. So soll es auch bleiben, meinen die Rieselfeldbauern und -pächter schon lange. Dort wird eine Landwirtschaft betrieben, die alles kennt, Vermarktung auf internationalen Märkten und den Verkauf einer facettenreichen Kleinproduktion vom Hof für Leute aus der Region, die vorbeikommen, weil sie die Lebensmittel und diese inselartige Bauernlandschaft als Erholungs- und Freizeitraum mögen und nutzen. Die Bauern kündigten im Juli durch einen Vertreter der Landwirtschaftskammer NRW an, gegen den Verkauf der RWE-Flächen an den Kreis Recklinghausen mit dem deutschen Grundstücksverkehrsgesetz unter dem Arm zu Felde zu ziehen. Es sieht das Recht vor, landwirtschaftlich genutzte Grundstücke in ihrer bisherigen Nutzung zu schützen. Landwirte könnten nach diesem Gesetz sowohl als Eigentümer und als Pächter in den Rieselfeldern bleiben und

als Käufer bevorzugt zu werden. 31 Landwirte und Landwirtinnen aus Datteln und Waltrop machten mit. Schließlich waren ihre Vorfahren unter preußischer Regie teilweise für die Dortmunder Abwasser-Entsorgung enteignet worden. Und sie brauchen diese Flächen heute unbedingt, um ihre Betriebe weiterentwickeln zu können. Dieser Schachzug verbreitete sofort politischen Alarm von der newPark-Arbeitsgruppe des Kreises Recklinghausen bis in das grüne Ministerium NRW für Klimaschutz, Umwelt, Landwirtschaft, Natur- und Verbraucherschutz. Denn gab es nicht rechtsgültige Pläne der Landes- und Regionalplanung, die den newPark festgeschrieben hatten, und hätten die nicht Vorrang vor den wirtschaftlichen Interessen einzelner Landwirte?

Die Landwirtschaftskammer revoltierte nicht. Ihre Stellungnahme stimmte dem Verkauf der 500 ha an die Grundstücksgesellschaft des Kreises Recklinghausen zu. Sie erlaubte den Verkauf an den Kreis Recklinghausen wegen der regionalen Pläne für das newPark-Projekt, allerdings unter einer Serie von Auflagen, die nicht von Pappe sind wie zum Beispiel der, dass der Kreis die jetzt landwirtschaftlich genutzten Grundstücke weiterhin und so lange an Landwirte verpachtet, bis klarste und detaillierte rechtliche Voraussetzungen und Bedingungen für eine industrielle Nutzung da sind. Für die Bebauung verlangte sie Maßnahmen zum Bodenschutz und forderte, dass landwirtschaftliche Flächen der Rieselfelder nur dann für so genannte Ausgleichsmaßnahmen herangezogen werden dürften, wenn die Käuferin partout nicht anderswo ausgleichen kann. Und die Landwirtschaftskammer forderte, dass die Grundstücke dann an Landwirte „oder eine Siedlungsbehörde“ verkauft werden müssten, wenn sich das Industrialisierungsprojekt dauerhaft als nicht umsetzbar erweist. Leider verpuffte die schöne Initiative der Landwirte im Sommerloch und im Gestrüpp unzureichender Beratung. Kein Landwirt und auch kein grüner Minister versuchte, ein Vorkaufsrecht wahrzunehmen. Schade um diese einmalige, aber verpasste politische Gelegenheit. Man hat die zugegebenermaßen kurzen Fristen für einen Vorkauf verstreichen lassen.

Der Kreis Recklinghausen hat gegen den Entscheid der Landwirtschaftskammer geklagt: Die Auflagen seien viel zu scharf. Vor kurzem wurde ein Vergleich geschlossen. Es bleibt aber dabei: Jeder Neubau wird mit den Jahren schärferen Auflagen der Energieeinsparung und des Schutzes natürlicher Ressourcen unterworfen werden müssen. Und auch das ist gut so. Prozesse sind keine schlechten Gelegenheiten für die Zivilgesellschaft, ihre Opposition unter die Leute zu bringen. Es bleibt nach wie vor klug und zukunftssträchtig, der landwirtschaftlichen Entwicklung in der Lippeschleife zwischen Waltrop und Datteln unter die Arme zu greifen und sie als ein starkes Stück Ruhrgebiet zu verstehen. Man sollte ihr Vorrang einräumen und den 31 Landwirten behilflich sein, ihren Protest aufrecht zu erhalten und eine Wende der Regionalentwicklung in Waltrop und Datteln ökonomisch und ökologisch gut zu überstehen.

Sebastian Müller, Jg. 1940, ist Stadt- und Regionalsoziologe, unterstützt gern Bürgerinitiativen im Ruhrgebiet wie die gegen das Projekt newPark, forscht und schreibt schwerpunktmäßig zu wohnungspolitischen Fragen.

AMOS

Streiten um gerechtes Erinnern an den Völkermord an den Hereros – ... und mehr noch ... – künftig ohne Klaus Matthes

Klaus Matthes ist am 13. September 2015 im Alter von 75 Jahren gestorben. Als früherer Schul- und Gefängnis-pfarrer lebte er in Essen, von wo aus er sich unermüdlich ökumenisch einmischte – besonders auch dort, wo die verfasste evangelische Kirche nicht ‚den Mund auftut für die Stummen‘ und auch ‚nicht die Sache der Gerechtigkeit‘ vertrat.

An solchen Themen und vielen Orten trafen wir **AMOS**-Leute mit ihm zusammen und freuten uns über Gemeinsamkeiten.

Klaus Matthes arbeitete in der (rheinischen) Zeitschrift „TRANSPARENT“ mit; einige Jahre lang machten wir im Herbst eine gemeinsame Ausgabe von **AMOS** und TRANSPARENT. Auch dabei war Klaus ein präziser Partner.

Schon vor 30 Jahren gehörte er zu denen in der Ev. Kirche im Rheinland, die das ‚Programm zur Bekämpfung des Rassismus‘ des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖRK) kräftig unterstützten – und besonders den entsprechenden ‚Sonderfonds‘ auch aus Kirchensteuermitteln; daraus wurden auch Befreiungsbewegungen im Südlichen Afrika unterstützt.

Viermal hat er die alle sieben Jahre stattfindende Vollversammlung des ÖRK besucht, dort mitgearbeitet und davon berichtet – entgegen aller in deutschen Landeskirchen noch herrschenden Ignoranz gegenüber der Notwendigkeit weltweiter Ökumene.

Zuletzt schrieb er in **AMOS** 1|2015: „Völkermord verjährt nicht“, und fragt: „Wann übernimmt die EKD (= Ev. Kirche in Deutschland) sichtbare Verantwortung für den Völkermord“ an den Hereros durch das deutsche Kaiser-Reich und die darin eingebundene ev. Kirche, deren „Rechtsnachfolgerin“ die heutige EKD ist? Und er verfasste auch die Öffentliche Erklärung der „Solidarischen Kirche im Rheinland“ und des „Ökumenischen Forums“ vom 23. Juli 2015, wo es heißt: „Im Blick auf das hundertjährige Gedenken an den Völkermord in Namibia gibt es von der EKD weder deutliche Worte noch einen Gedenkgottesdienst. Es ist an der Zeit, dass die EKD endlich Farbe bekennt. Wir rufen die Verantwortlichen der EKD auf, das Schweigen zu beenden, die historische kirchliche Mitschuld anzuerkennen und die Nachfahren der Genozidopfer um Entschuldigung zu bitten.“

Wir vermissen Klaus Matthes als klugen, erfahrenen Mitdenker und als engagierten ökumenisch-politischen Mitstreiter. Wir trauern um einen verlässlichen Freund.

AMOS

Lesetipps

Neue Bücher folgender Autoren zu Palästina siehe ausführlich unter www.palaestina-portal.eu/buecher_aktuell
Wolfgang Gehrcke, Rufmord. Die Antisemitismus-Kampagne gegen links | **Mazin Qumsiyeh, Kanaan – gemeinsames Land der Palästinenser und Juden.** Zur Zukunft eines demokratischen Palästinas | **Arn Strohmeier, Antisemitismus – Philosemitismus und der Palästina-Konflikt.** Hitlers langer verhängnisvoller Schatten

Uri Avnery – 05. Dezember 2015

Gedanken am Strand

Israel, das Land das ich liebe, ist in großer Gefahr. Tatsächlich ist es in mehr Gefahren ...

Die erste Gefahr: Israel wird ein Apartheidstaat (was schon in den besetzten palästinensischen Gebieten die Situation ist). Früher oder später wird die eingebildete Grenze zwischen Israel und „den Gebieten“ völlig verschwinden. ... Zwischen dem Mittelmeer und dem Jordan leben israelische Juden und palästinensische Araber, jeweils etwa 6,5 Millionen ... Dies würde ein Staat mit ständigem Bürgerkrieg sein. Diese beiden Völker haben nichts gemeinsam – sozial, kulturell, religiös, ökonomisch – außer ihrem gegenseitigen Hass.

Die zweite Gefahr wird von Daesh (IS, ISIL, ISIS) symbolisiert. Alle benachbarten Staaten mögen sich unter dem schwarzen Banner von Allah vereinigen und sich gegen uns wenden. ... Während Israel auf diese Eventualität wartet, bleibt Israel bis an die Zähne bewaffnet mit massenweise Atombomben und wird immer mehr militarisiert, spartanisiert, religiös, fanatisch, ein jüdisches Spiegelbild des islamischen Kalifats.

Die dritte Gefahr mag die schlimmste sein: Diese wachsende Zahl junger, wohlzogener, talentierter Israelis werden in die USA und nach Deutschland auswandern und hinter sich die wenig gebildete, primitivere, weniger produktive Bevölkerung zurücklassen. Dies geschieht schon. ... Netanjahu bemüht sich jetzt darum, das Wahlrecht Israelis zu gewähren, die ständig im Ausland leben. Er glaubt offensichtlich, dass die meisten von ihnen für die extreme Rechte stimmen.

Und wie ist es mit der Zukunft des Globus? Zur Hölle mit ihm!

Sehr wenige Leute reden über diese Gefahren. Stillschweigend stimmen sie darin überein, dass es da keine Lösung gibt. Warum sollen wir uns also darüber die Köpfe zerbrechen?

Aber da gibt es noch eine Gefahr, über die jeder endlos redet: das Auseinanderbrechen der israelischen Gesellschaft. Als ich jung war und der israelische Staat noch nicht geboren, waren wir entschlossen, eine neue Gesellschaft zu schaffen, tatsächlich eine neue Nation, eine hebräische Nation. Wir mieden das Wort „jüdisch“, weil wir anders waren als die jüdische Welt – erdgebunden, territorial, national. Bewusst feierten wir den „Sabra“-Prototyp. Sabra ist das hebräische Wort für die Kaktuspflanze, die wir für eine Pflanze aus unserem Land hielten (obwohl sie ursprünglich aus Mexiko kommt). ... Unbewusst nahmen wir an, dass der neue Typ Aschkenasi sei, blauäugig, von europäischer Abstammung. Unter diesem Banner schufen wir, was wir als neue hebräische Kultur ansahen. Diese Kultur bestand für uns nicht nur aus Literatur, Dichtung, Musik und Ähnlichem, sondern auch aus militärischen und zivilen Normen. Da gab es eine Menge Dünkel, aber wir waren stolz, etwas völlig Neues zu schaffen. Es half uns, auf unseren eigenen Füßen zu stehen, den 1948er-Krieg (wenn auch gerade) zu gewinnen und den Staat zu gründen. ...

Beim „Ausbruch des Staates“, wie wir auf Hebräisch im Spaß sagten, waren wir rund 650.000 Seelen. In kurzer Zeit brachten wir mehr als eine Million neuer Immigranten herein, nicht nur die vom Holocaust in Europa Übriggebliebenen, sondern fast alle Juden aus den moslemischen Ländern.

Denjenigen, die zögerten, wurde nachgeholfen. Im Irak legten israelische Geheimagenten Bomben in einige Synagogen, um die Juden davon zu überzeugen, dass sie gehen müssen.

Wir erwarteten, dass die neuen Immigranten so werden wie wir – wenn nicht gleich, so doch in einer Generation. Dies geschah aber nicht. Die „Orientalen“ hatten ihre eigene Kultur und Traditionen ... Abneigung und gegenseitige Antipathie wuchs mit der Zeit. ...

Dann gibt es noch das „national-religiöse“ Lager, diejenigen, die die gehäkelte Kippah tragen.

Als der Staat ausbrach, erwartete jeder, dass die Religion aussterben würde. Hebräischer Nationalismus wurde übernommen: Die jüdische Religion gehört in die Diaspora und wird mit den alten Leuten, die in diesem Land daran festhalten, verschwinden. Sie wurden mit freundlicher Verachtung behandelt.

Das Gegenteil geschah. Der 1967erKrieg, der die israelischen Soldaten an die alten biblischen Stätten brachte, ließ die Religion sprunghaft ansteigen. Er schuf die Siedlerbewegung, übernahm das rechte Lager, ist jetzt eine vorherrschende Macht im israelischen Leben und in der Politik und übernimmt langsam die all-mächtige Armee.

Die „Gehäkelten“ – wie wir sie nennen – sind von den Orthodoxen unterschieden, eine getrennte Bevölkerung, die in abgeschlossenen Vierteln lebt, schwarze Hüte und Kleidung trägt. Sie lehnen den Zionismus ganz und gar ab, nutzen aber ihr Wahlrecht, um den Staat zu zwingen, ihre zahllosen Kinder zu unterstützen.

Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion erreichte eine riesige Welle russisch-jüdischer Immigranten das Land. Etwa jeder fünfte Israeli ist jetzt ein „Russe“ (alle früheren sowjetischen Länder eingeschlossen). Die meisten von ihnen verachten alles, was nach Sozialismus oder Links riecht und tendieren zur äußersten Rechten, zum Nationalismus und sogar zum Rassismus.

All dies zusätzlich zu den 20% israelischen Bürgern, die Araber sind, die dazu- oder nicht dazugehören. Sie haben sich mehr integriert als viele realisieren, werden aber von vielen als Feinde angesehen. Der Ruf „Tod den Arabern“ wird bei Fußballspielen routinemäßig geschrien.

Der Traum einer vereinigten, homogenen, neuen hebräischen Nation ist lange tot. Israel ist jetzt eine sehr heterogene Nation, eher wie eine Föderation von getrennten „Sektoren“, die einander nicht sehr mögen: Aschkenasis, Orientalen, National-Religiöse, Orthodoxe, Russen und Araber mit vielen Untergruppen. Das eine Band, dass die meisten dieser Sektoren vereinigt, ist die Armee, in der sie alle (außer den Orthodoxen und den Arabern) zusammen dienen.

Und dann, natürlich, gibt es den einen großen Einiger: den Krieg.

Uri Avnery, 1923 geboren im westfälischen Beckum, ist israelischer Journalist, Publizist, Friedensaktivist ...

Der ungekürzte Text ist zu lesen auf www.uri-avnery.de. (Aus dem Englischen: Ellen Rohlf, vom Verfasser autorisiert)

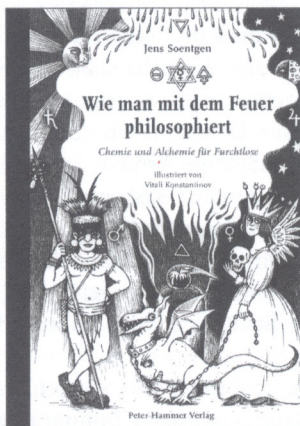
Verlag:

AMOS c/o Ute Hüttmann
Hervester Straße 2 · D-45768 Marl

E-Mail: redaktion@amos-zeitschrift.de

Internet: <http://www.amos-zeitschrift.de>

Neuerscheinungen im Peter Hammer Verlag

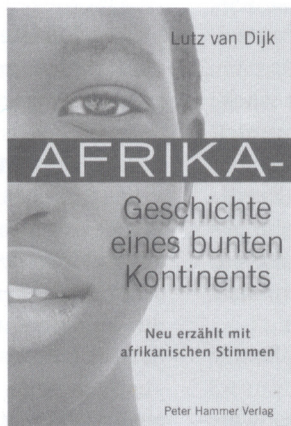


Jens Soentgen

Wie man mit dem Feuer philosophiert

Chemie und Alchemie für Furchtlose
Illustriert von Vitali Konstantinov
Mit Experimenten zum Nachmachen
464 S., geb., Halbleinen,
zweifarbiger Druck € 29,90
ISBN 978-3-7795-0526-6

Wer weiß schon, dass die heutige Chemie eine wunderbare wild-abenteuerliche Geschichte hat, die weit zurückreicht in die Wälder Amazoniens und die Schlösser Europas! Jens Soentgen erzählt in diesem bibliophil ausgestatteten Band verrückte und spannende Geschichten von Alchemisten und Chemikern.



Lutz van Dijk

Afrika – Geschichte eines bunten Kontinents

Neu erzählt mit afrikanischen Stimmen
Mit vielen farb. Abb. und Karten
320 S., geb. € 22,-
ISBN 978-3-7795-0527-3

Afrika – mit 54 Staaten und der jüngsten Bevölkerung der Welt – ist bunt und vielfältig. In Europas Erzählung von Afrika klingt diese Vielfalt selten an. Lutz van Dijk erzählt die Geschichte des Kontinents endlich neu und lässt dabei auch Afrikanerinnen und Afrikaner selbst zu Wort kommen. Ihre Stimmen machen das Bild von Afrika menschlich und lebendig. Für Jugendliche und als Einstieg für Erwachsene.



Meja Mwangi

Tanz der Kakerlaken

Roman
Aus dem Engl. von Jutta Himmelreich
286 S., geb. € 22,-
ISBN 978-3-7795-0528-0

Dusman Gonzaga ist genervt! Die Kakerlaken in Dacca House machen ihn schier verrückt. Den skrupellosen Vermieter interessiert das wenig. Dusman hat das Stillhalten satt und plant einen Mietboykott, der manch positive Überraschungen mit sich bringt. Die kenianische Tragikomödie ist mit ihren witzigen Dialogen ein echter Mwangi: beißend kritisch und rasend komisch!



PETER HAMMER VERLAG

www.peter-hammer-verlag.de